

Haus Döschnitz

In einer Ortsgemeinde mit 220-Einwohner*innen im Thüringer Wald, in einem Seitental des Schwarzatal steht das um 1700 erbaute Haus Döschnitz. Das repräsentative zweistöckige Fachwerkhaus mit Satteldach war einst das Wohnhaus der Brauereifamilie Böttner und Teil eines Dreiseitenhofs. Später diente es als Unterkunft für Geflüchtete und Vertriebene, als Sitz der örtlichen Kurverwaltung und zuletzt als Bürgermeisterbüro und als (ein äußerst selten besuchtes) Heimatmuseum. Gemeinsam mit der gegenüberliegenden Kirche, dem Pfarrhaus, Kantorat und ehemaligen Rittersitz bildet das Fachwerkhaus den ortsbildprägenden Kern des Dorfes. Im Rahmen der IBA-Thüringen (2012-2023), die sich unter anderem dem Thema ‚Leerstand als Ressource‘ im Kontext des sozialökologischen Wandels verschrieben hatte, wurde eine denkmal- und kreislaufgerechte Umnutzung für das Haus angestoßen. 2018 richtete die Architektin Lina Maria Mentrup unter dem Motto ‚Probewohnen im Schwarzatal‘ – unterstützt von dem örtlichen Bürgermeister und der Gemeinde sowie Handwerkern aus dem Tal eine Sommerfrische Wohnung ein. Im Jahr 2020 gründete sich der Verein Haus Döschnitz e. V., ein Kollektiv aus inzwischen rund 30 Mitgliedern aus den Bereichen Architektur, Denkmalpflege, Urbanistik sowie Kunst- und Kulturwissenschaften aus Berlin, Leipzig und Weimar. Seither wird das Denkmal in einen über die Region hinaus ausstrahlenden Gemeinschaftsort für Gruppen zum temporären Wohnen und Arbeiten zwischen Stadt und Land entwickelt.



Erdgeschoss Haus Döschnitz,
Zeichnung SUM MONUMENTUM

Inhaltsverzeichnis

Feministische Methoden der Bestandspflege.....	7
<i>Clara Rellensmann</i>	
<i>Luise Rellensmann</i>	
Damals.Heute.Döschnitz.....	10
<i>Ennio Gabler</i>	
<i>Valentin Rank</i>	
Die Steinbühne	20
<i>Lukas Dycha</i>	
<i>Julia Hofinger</i>	
Döschnitzer Schieferfassaden.....	24
<i>Ruben Fordinal</i>	
Fachwerkhäuser in Döschnitz.....	28
<i>Sina Schmelzer</i>	

Verborgene Geschichten eines Hauses.....	32
<i>Luise Rellensmann</i>	
<i>Lisa Miller</i>	
Der Vorgarten.....	38
<i>Lena Mehrens</i>	
<i>Peer Borchardt</i>	
Echtzeit-Bauteilinventarisierung	44
<i>Lukas Fritzsche</i>	
<i>Rolf Starke</i>	
<i>Ilija Vukorep</i>	
Schadenserfassung und -kartierung	48
<i>Stefanie Isabel Ebner</i>	
<i>Caroline Rauhöft</i>	
Die Geschosstreppe von 1829.....	56
<i>Magdalena Amberger</i>	
Erhalten durch Reparieren	60
<i>Thea Isfort</i>	
<i>Neda Rangelova</i>	
Biologische (Alters-)Spuren.....	68
<i>Selina Ahrens</i>	
Historische Holzfenster (Teil 1)	76
<i>Emilia Hübner</i>	
Historische Holzfenster (Teil 2).....	82
<i>Tom Mackowiak</i>	
Das Bürgermeisterzimmer.....	88
<i>Jannes Neuner</i>	
Wenn der Holzwurm Ballistol säuft	94
<i>Noell Jaskolla</i>	
Lebendige Denkmalpflege.....	96
<i>Christopher Czekay</i>	
Zwischen Hof und Garten	102
<i>Lina Möbus</i>	
Küchen kollektiv konstruieren.....	106
<i>Tillmann Gebauer</i>	

Feministische Methoden der Bestandspflege

*Clara Rellensmann
Luise Rellensmann*



Freitag, 5. Juni 2026, 11:40 Uhr, in Döschnitz, Ortsstraße 9A: Zwei Studierende stehen auf der Straße und befragen die ehemalige Bürgermeisterin zur Geschichte des denkmalgeschützten Vorgartens. In der Einfahrt laufen Gitarrensounds aus einem kleinen Lautsprecher, Fensterrahmen liegen auf Böcken, vier Studierende ziehen mit Spachteln beschädigte Lackreste ab. Mit jedem weiteren Schritt Richtung Haus wird die Musik leiser und der Baustellenlärm präsenter. Irgendwo wird gehämmert; im nördlichen Teil des Erdgeschosses, im sogenannten „blauen Zimmer“, schleifen zwei Studierende den Holzfußboden. Auch aus dem ersten Obergeschoss sind Schleifgeräusche zu hören: Oben auf der Leiter befreit eine Studentin die Deckenbalken von schädlicher Silikonfarbe. Aus einem anderen Raum dringt Gelächter. Zwei Studentinnen hebeln mit Brechstangen mit Teppich beklebte OSB-Platten aus dem ehemaligen „Bürgermeisterzimmer“. Die geöffneten Fenster geben den Blick auf den Garagenhof frei, wo eine größere Gruppe an einer Sommerküche baut. Alte Stühle – bereits als Sperrmüll deklariert – werden geprüft, auseinandergeschraubt und in die Konstruktion integriert. Beim Zuschneiden wiederverwerteter Holzbauteile schickt die Kreissäge ihren schrillen Ton nach oben.

In der Küche im Erdgeschoss ist die Geräuschkulisse angenehmer. Hiphop läuft, ein Kichererbsen-Curry köchelt in einem großen Topf – genug für die knapp 40 Personen, die sich in dieser Juniwoche um das Haus kümmern. Das Care-Team bereitet unterschiedliche Toppings vor, gleich ist Mittagspause. Nebenan wird im Gemeinschaftsraum bereits ein Tisch gedeckt, während an dem anderen noch Studierende über Plänen der bauhistorischen Untersuchung des Hauses sitzen, Schäden analysieren und Kartierungsblätter ausfüllen. Nebenan testet ein Informatiker-Kollege einen selbstgebauten Computer zur KI-gestützten Bauteilerkennung an einer freigelegten und restaurierten Wand.

Vom 2. bis zum 7. Juni wurde das Haus Döschnitz zum Experimentierfeld für Methoden des Erhalts, des ressourcenschonenden kollektiven Bauens und der Weiterentwicklung des Denkmals. 34 Studierende der BTU Cottbus-Senftenberg und der Hochschule München arbeiteten unter der Leitung von Vereinsmitgliedern in ihrer Funktion als Hochschullehrer*innen sowie unter Anleitung von Naturbaumentor Mario Salfelder und dem Tischler und Architekturstudenten Tom Mackowiak. In rotierenden Gruppen übernahmen sie Bestandsaufnahme, Reparaturen, den Bau einer Außenküche und die kollektive Organisation von Pausen und Verpflegung.

Unseren Ansatz, gemeinsam mit Studierenden eine Woche im Haus zu verbringen, sich in dieser Zeit intensiv dem Gebäude und einander zu widmen, neue Beziehungen zu dem Ort, seiner Materialität und den Menschen vor Ort zu knüpfen, verstehen wir als eine Form feministischer Raumpraxis und Bestandspflege.

Der Fokus unserer Arbeit liegt nicht auf rein technischer Instandhaltung oder auf der Umsetzung singulärer Einzelleistungen planender Architekt*innen oder Denkmalpfleger*innen. Im Zentrum steht vielmehr die kontinuierliche Sorgearbeit in Form pflegender und erhaltender Tätigkeiten, wie etwa der Reparatur und Pflege von Fenstern. Diese Arbeiten sind keine spektakulären Interventionen, selten sichtbar und erfahren entsprechend wenig öffentliche Anerkennung, sind jedoch grundlegend für den Komfort und die Nutzbarkeit eines Hauses.

Das Abschleifen von Oberflächen ist mühsam, brüchiger Kitt muss behutsam entfernt werden, das Zuschneiden von neuem Fensterglas erfordert Präzision. Die Ausbesserung von Holzfehlstellen erfordert millimetergenaues Arbeiten, neuer Kitt muss sauber abgezogen werden und benötigt lange Trocknungszeiten. Zum langfristigen Erhalt historischer Fenster gehört zudem, Beschläge gangbar zu machen und Elemente regelmäßig zu reinigen. Diese und andere, oft unsichtbare Reparaturen bildeten den Schwerpunkt des Workshops.

Ein weiteres Lernziel bestand darin, eine Wertschätzung für reproduktive Arbeit zu entwickeln. Dazu gehörte, dass alle Teilnehmenden mindestens einen Tag lang Verantwortung für die Essensplanung und Versorgung sowie für das Aufräumen und die Sauberkeit im Haus übernahmen. Schließlich stellte auch der kollektive Bau der Sommerküche die gegenseitige Fürsorge großer Gruppen in den Mittelpunkt und machte die sonst häufig unsichtbare Carearbeit explizit zum Gegenstand des gemeinsamen Lernprozesses.

Im Sinne einer Enthierarchisierung von Hochschullehre brachten sich Studierende mit eigenen Fähigkeiten und Forschungsinteressen in die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung des Workshops ein und konnten ihre Selbstwirksamkeit mit Blick auf die sozial-ökologische Transformation des 320 Jahre alten Fachwerkhauses austesten. Der Entwurfsprozess der Sommerküche verlief iterativ unter Beteiligung aller. Auch die Schadenskartierung und Fensterreparatur wurden von Studierenden vorbereitet; die Themen für Beiträge in diesem Reader entstanden teils spontan aus persönlichem Interesse während der Workshopwoche. Die Vielfalt der Readerbeiträge spiegelt diesen Prozess gemeinsamer Wissensproduktion wider.

Es wurde kein institutionell festgelegtes Narrativ des Denkmals fortgeschrieben, sondern gezielt alternative Erzählungen sichtbar gemacht. Diese beziehen sich insbesondere auf bisher marginalisierte Aspekte der kulturellen Bedeutung des Hauses und seines Umfelds. Dazu zählt etwa die Rekonstruktion der Nutzungs- und Wahrnehmungsgeschichte des in den 1970er Jahren gestalteten Vorgartens ebenso wie die genaue Beobachtung und Dokumentation der biologischen Altersspuren und deren denkmaltheoretische Einordnung. Ergänzt werden diese Perspektiven durch einen Interviewbeitrag mit der Enkelin einer ehemaligen Bewohnerin, die ihre Sommer in dem Haus verbrachte und damit eine persönliche, erinnerungsbasierte Sicht auf den Ort teilt. Ein weiterer Beitrag widmet sich der Felsenbühne als touristischer Infrastruktur der DDR-Zeit. Ein fotografischer Ortsrundgang greift Motive aus dem Tagebuch des damaligen Bürgermeisters auf und stellt historische Beschreibungen aktuellen Aufnahmen gegenüber.

Weitere Beiträge richten den Blick auf Baukultur in Döschnitz. Sie bewegen sich einerseits im Feld traditioneller Bauweisen wie dem Fachwerk und setzen sich mit kleinteiligen Schieferverkleidungen und deren Verbreitung im Ort auseinander, andererseits identifizieren sie improvisierte und prozesshafte Bauweisen von Neben- und Erweiterungsbauten als charakteristische Elemente des Ortes.

Die oben beschriebenen, oft unsichtbaren Arbeiten für den langfristigen Erhalt des Fachwerkhauses werden in unserem Reader durch konkrete denkmalpflegerische und sanierungspraktische Beiträge sichtbar gemacht. Die Beiträge zum Thema Schadensdokumentation des Hauses und seiner historischen Holzfenster sind fundamental, da jede denkmalgerechte Instandsetzung mit dem genauen Hinsehen, dem Verständnis von Schäden, deren Ausmaßen und Ursachen beginnen sollte. Die Beiträge liefern einen Einblick in typische und spezifische Schäden am Haus, die es in naher Zukunft zu beheben gilt. Ein Bildlexikon erklärt grundlegende Methoden der Reparatur anhand von in der Workshopwo-

che an dem Haus vorgenommenen Arbeiten. Die detaillierte Anleitung für die Reparatur historischer Holzfenster verdeutlicht den erheblichen handwerklichen Aufwand, den diese Tätigkeit erfordert, und stellt gleichzeitig eine wertvolle Ressource für den zukünftigen Erhalt dieser bauhistorisch relevanten Bauteile dar. Ein Bericht über die situative Bauforschung im Zuge der Sanierung des „Bürgermeisterzimmers“ geht bislang verborgenen konstruktiven Details nach und öffnet neue Perspektiven auf die Baugeschichte des Hauses. Dabei wird deutlich, wie ein Sanierungsprozess selbst zur Quelle spannender Erkenntnisse werden kann.

Insgesamt verstehen wir den Workshop nicht als abgeschlossene Intervention, sondern als Teil eines fortlaufenden Prozesses. In der Verbindung von kollektiver Praxis, Sorgearbeit und gemeinsamer Wissensproduktion knüpft er an das Ziel des Vereins Haus Döschnitz an, diesen Ort als Experimentierraum für neue Formen des Lernens, Arbeitens und Zusammenwirkens zu nutzen.

Besonderer Dank gilt der Gemeinde Döschnitz sowie Klaus Biehl, Grit Beck, Christian Ehrhardt, Ute Wurmb, Theo Wurmb, Jürgen Tatarin, Sieglinde Heißler und vielen weiteren Beteiligten vor Ort. Ebenso danken wir Mario Salfelder und Antje Kruckow (Naturbaumentor, KRUSA KG). An der BTU danken wir Harriet Trenkmann und Anja Bramer sowie Lukas Fritzsche vom Fachgebiet Digitale Entwurfsmethoden. Gefördert wurde das Projekt durch die Förderung innovativer Hochschullehre der Hochschule München und die Projektförderung Chancengleichheit der BTU.

Damals.Heute.Döschnitz

Fotografische Analysen

*Ennio Gabler
Valentin Rank*

Wir suchen Orte von damals und finden Orte von heute: Wie sehr sich Döschnitz in den letzten 50 Jahren verändert hat wird beim Durchblättern der Dorfchronik oder beim Betrachten historischer Postkarten deutlich. Die historischen Fotos helfen auch dabei, die Geschichten der Bewohner*innen über die ‚guten alten Zeiten‘ zu verstehen – als es in den Sommermonaten hier mehr Feriengäste als „Einheimische“ gab und an den Teichen keine Bank frei blieb. Der folgende Beitrag ist eine Gegenüberstellung von historischen Fotos aus der Dorfchronik (1980-83) und aktuellen Fotos von heute (2026).

Einleitung von Tillmann Gebauer

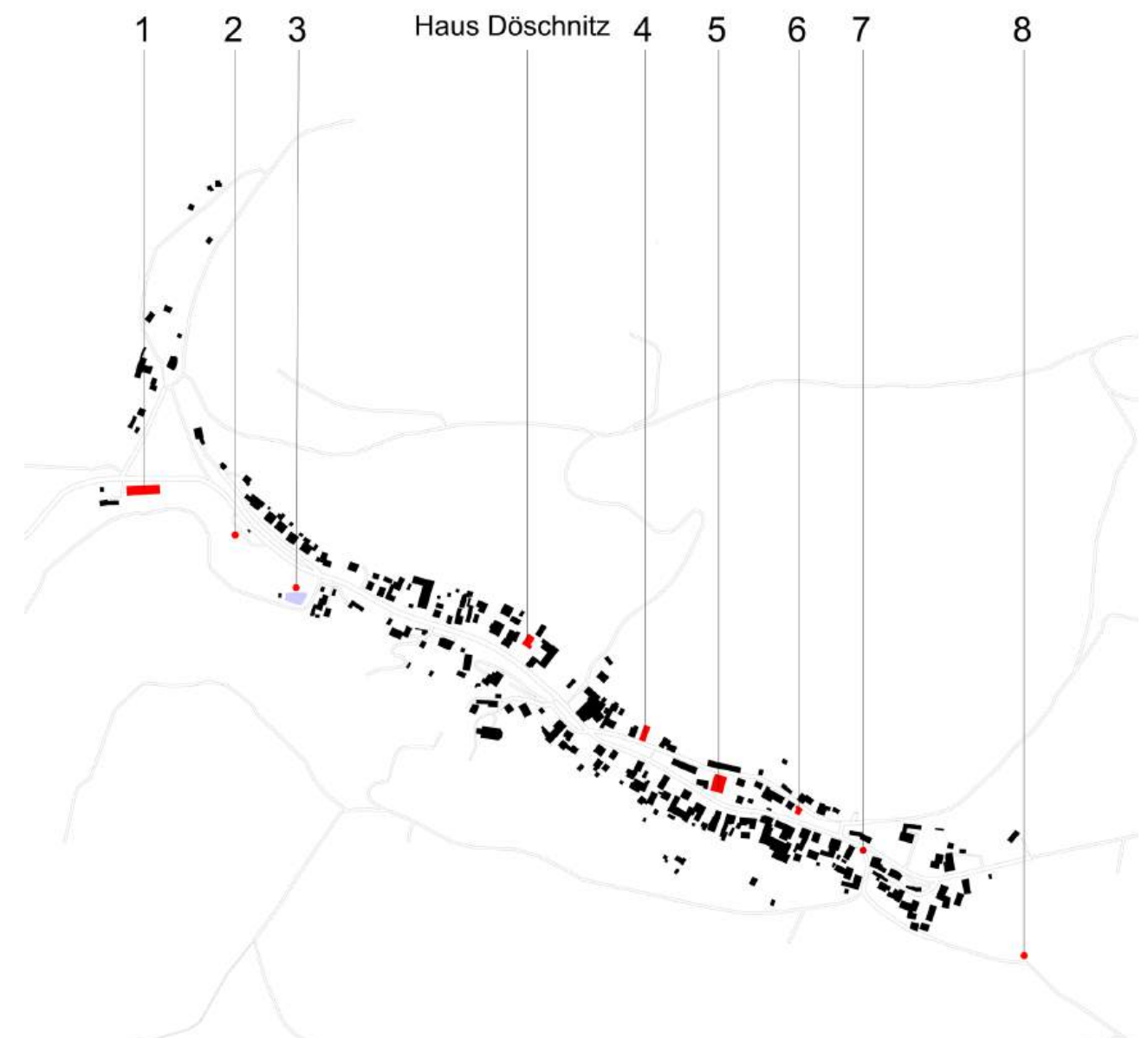




Abb. 2



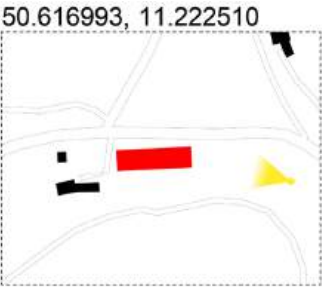
Abb. 3



Abb. 4

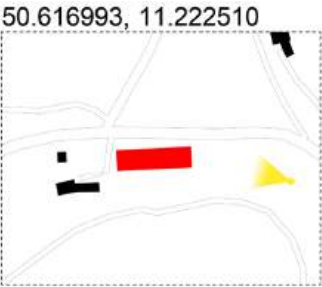


Abb. 5



1. Spielwaren Werkstatt Fridlin

Die Zeitungsberichte aus den Jahren 1980 bis 1983 geben einen Einblick in die Entwicklung des Ortes Döschnitz sowie in die Bemühungen zur Verbesserung der Lebensbedingungen seiner Einwohner. Im Mittelpunkt stehen die Modernisierung der Nahversorgung, die Verschönerung des Ortsbildes und das starke Engagement der Dorfgemeinschaft. Die Berichte zeigen, wie sich das Dorf durch gemeinschaftlichen Einsatz und staatliche Unterstützung stetig weiterentwickelte.



2. Kirmes Platz

Die Zeitungsseite aus dem Jahr 1982 beschreibt Döschnitz als lebendige und sich entwickelnde Gemeinde. Durch den gemeinsamen Einsatz der Einwohner konnten zahlreiche Vorhaben verwirklicht werden. Dazu gehörten die Verschönerung des Ortsbildes, die Pflege öffentlicher Anlagen sowie der Ausbau und die Modernisierung von Straßen und Wegen. Das Zusammenwirken der Bewohner galt als Grundlage für die positive Entwicklung des Dorfes.



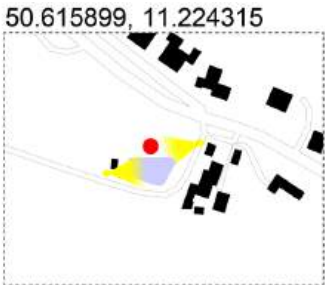
Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8, 9



3. Teichanlage

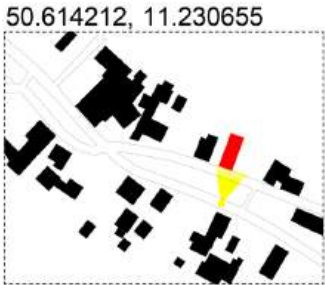
Auch der Fremdenverkehr spielte in den Berichten eine wichtige Rolle. Die landschaftlich reizvolle Umgebung, Wanderwege und Erholungsmöglichkeiten machten Döschnitz zu einem beliebten Ausflugsziel. Gleichzeitig engagierten sich viele Einwohner in Vereinen und Gemeinschaften und trugen damit zum kulturellen und gesellschaftlichen Leben des Ortes bei. Die Natur und das aktive Dorfleben wurden als besondere Stärken hervorgehoben.



Abb. 10



Abb. 11



4. Wohnhaus

In einer Zeitungsreihe stellten die Einwohner ihren Heimatort selbst vor. Sie berichteten über die Geschichte des Dorfes, seine Entwicklung und aktuelle Projekte. Ziel war es, den Zusammenhalt innerhalb der Gemeinde zu stärken und anderen Lesern einen Einblick in das Leben in Döschnitz zu geben. Ergänzt wurde die Berichterstattung durch Meldungen über den Erfolg der „Döschnitzer Milch-mit-Elan“-Gruppe beim Wettbewerb „Goldene Milchkanne“ sowie über den 90. Geburtstag einer Einwohnerin, der als besonderes Ereignis für die Dorfgemeinschaft gewürdigt wurde.

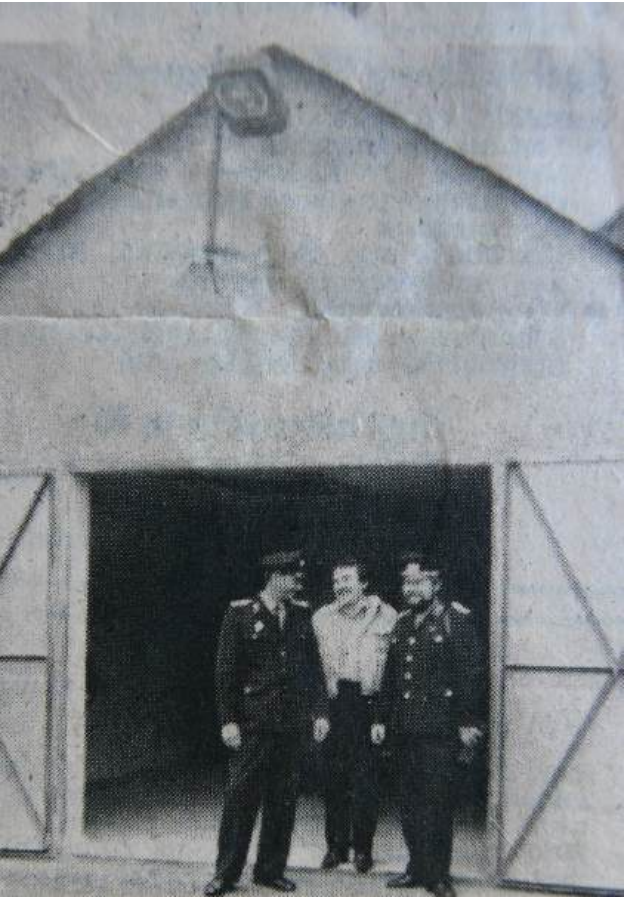


Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15

50.613725, 11.231821



5. Ehemalige Feuerwehr

Ein besonderer Höhepunkt war das 100-jährige Bestehen der Freiwilligen Feuerwehr Döschnitz. Anlässlich dieses Jubiläums wurde das Gerätehaus renoviert und festlich geschmückt. Ein Leserfoto hielt diese Gestaltung fest, die im Rahmen eines Wettbewerbs Anerkennung fand. Die Feuerwehr stand damit beispielhaft für das große ehrenamtliche Engagement und den starken Gemeinschaftssinn der Einwohner

50.613486, 11.233512



6. Ehemaliger Supermarkt/
heutige freiwillige Feuerwehr

Ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Versorgung war die Wiedereröffnung der KONSUM-Verkaufsstelle nach einer viermonatigen Rekonstruktion. Die Verkaufsräume wurden umfassend erneuert und mit moderner Kühl- und Verkaufstechnik ausgestattet. Gleichzeitig wurde das Warenangebot erweitert und die Arbeitsbedingungen für die Beschäftigten verbessert. Dies war Teil eines größeren Programms zur Modernisierung weiterer KONSUM-Geschäfte der Region.



Abb. 16



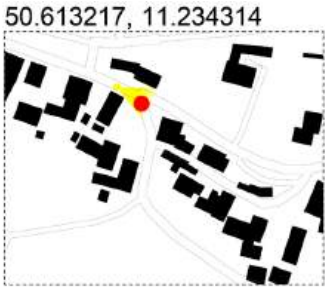
Abb. 17



Abb. 18

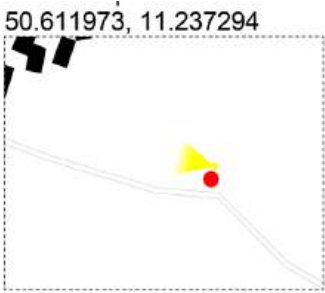


Abb. 19



7. Straßenkreuzung

Die Berichte zum Jahreswechsel 1982/1983 ziehen eine Bilanz des vergangenen Jahres und formulieren die Ziele für 1983. Trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten wurden die erreichten Ergebnisse positiv bewertet. Durch den Einsatz von Betrieben, Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und der Bevölkerung konnten Produktionsleistungen gesteigert und Lebensbedingungen weiter verbessert werden.



8. Aussichtspunkt

Ein besonderer Schwerpunkt lag auf dem Wettbewerb „Schöner unsere Städte und Gemeinden – Mach mit!“. Die aktive Mitarbeit der Bürger bei der Gestaltung ihres Wohnumfeldes wurde als entscheidende Voraussetzung für die erfolgreiche Entwicklung der Gemeinden angesehen. Gemeinden, Betriebe und engagierte Bürger wurden für ihre Leistungen ausgezeichnet. Insgesamt vermitteln die Zeitungsberichte das Bild einer Dorfgemeinschaft, die ihren Heimatort durch gemeinschaftliches Handeln, ehrenamtliches Engagement und die Zusammenarbeit mit Betrieben und staatlichen Einrichtungen nachhaltig weiterentwickelte.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1, 3, 5, 7, 9 11, 13, 15, 17, 19: Ennio Gabler und Valentin Rank (2026)
Abb. 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18 stammen aus der Dorfchronik (1980-83)

Die Steinbühne

Tourismusedinfrastruktur vergangener Tage

*Lukas Dycha
Julia Hofinger*



Abb. 4



- 1: Steinbühne mit Nebengebäude
- 2: Haus Dörschnitz e.V.
- 3: Dorfkirche

Abb. 1

Dörschnitz liegt im ruhigen Tal der Weißen Sorbitz, einem Seitental des Schwarza-
tales, auf einer Höhe von 420 Metern über dem Meeresspiegel.¹ Schon seit Be-
ginn des 20. Jahrhunderts kamen die ersten Feriengäste in das kleine Dorf im
Kreis Rudolstadt. Das Wanderwegenetz, die Parkanlagen mit Goethebrunnen
und Ilsequelle, sowie die Vielfalt wildwachsender Heil- und Gewürzkräuter in der
Umgebung machten den Ort zu einem geschätzten Ziel für Erholungssuchende.
Das Ortsbild wird bis heute von der Barockkirche geprägt, die zwischen 1732
und 1735 erbaut wurde. Selbst Johann Wolfgang von Goethe besuchte 1781 den
inzwischen stillgelegten Marmorbruch in der Umgebung.²

Im Jahr 1973 wurde Dörschnitz offiziell als staatlich anerkannter Urlaubsort aus-
gewiesen. Zu diesem Zeitpunkt verfügte das Dorf mit seinen rund 340 Einwoh-
nern über 610 Betten, darunter 225 Plätze in Erholungsheimen, 330 Privatplätze
und 55 Campingstellplätze.³

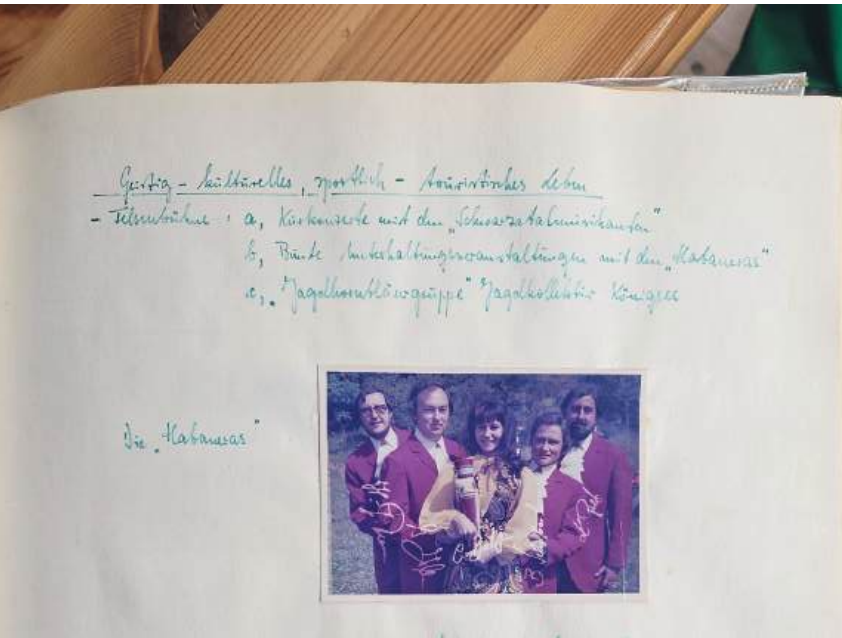
Eine entscheidende Rolle für die Entwicklung des Tourismus in Dörschnitz und
im gesamten Schwarzatal spielte der FDGB-Ferienst - das Ferienprogramm
des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes der DDR. Dieses staatlich organi-
sierte System ermöglichte es Millionen von Familien mit kleinem Budget Urlaub
im Inland zu machen.⁴ Für Unterkunft und Vollverpflegung fielen für eine Fami-
lie oft nur rund 200 DDR-Mark an, ein Betrag, der für breite Bevölkerungsschich-
ten erschwinglich war.⁵

So kamen Jahr für Jahr Urlauber aus der gesamten DDR ins Schwarzatal, um in
den hiesigen Erholungsheimen und Pensionen Kraft zu schöpfen. Dörschnitz war
dabei kein Einzelfall. Die gesamte Region profitierte vom organisierten Massen-
tourismus der DDR-Zeit, der den ländlichen Gegenden wie dem Schwarzatal
eine verlässliche wirtschaftliche Grundlage lieferte.

Im Zuge des wachsenden Urlaubstourismus wurde die Steinbühne zum Herz-
stück des kulturellen Angebots für Feriengäste. Das Freilichttheater aus Natur-
stein entstand 1976 als Teil des sogenannten Wasserfests, der feierlichen Einwei-
hung des neu verlegten Wasseranschlusses im Ort.

Diesem Fest ging eine - für DDR Zeiten typische - kollektive Selbstbauleistung
voraus. Bereits im Sommer 1972 hatten sich die Dörschnitzer vorgenommen, bis
Jahresende eine Grundwasserfassung für eine zentrale Wasserversorgung zu bau-
en. In rund 19.200 freiwillig geleisteten Arbeitsstunden verlegten Gemeindever-
treter, Genossenschaftsbauern und Industriearbeiter gemeinsam 1.320 laufende
Meter Sickerrohr und setzten 13 Sammelschächte, so ein zeitgenössiger Medien-

- 1 Thüringen-Info, Dörschnitz
- 2 Thüringer Wald Online, Ortsprofil Dörschnitz
- 3 Mündliche Auskunft, Inhaberin des Orts-
hotels Dörschnitz
- 4 Walter Jaumann, „Dörschnitzer verwirklichen
Ministerratsbeschluss“, 1972/73; ADN-
Meldung „In diesem Jahr gutes Trinkwas-
ser für weitere 100 000 Bürger auf dem
Lande“, 1973
- 5 Mündliche Auskunft, Inhaberin des Orts-
hotels Dörschnitz



bericht. Am 22. Dezember 1972 floss erstmals Wasser bis zum Ortseingang. Das Ortsnetz wurde ausgebaut, sodass bis zum 24. Jahrestag der DDR möglichst alle Familien fließendes Wasser haben sollten – ein Vorhaben, das im Rahmen des sogenannten Mach-mit-Wettbewerbs landesweit propagiert und ausgezeichnet wurde.⁶ Diese Gemeinschaftsleistung sollte einen würdigen Rahmen erhalten. Die Steinbühne entstand als dauerhafter Ort für öffentliche Veranstaltungen, der an die gemeinsame Aufbauarbeit erinnern und zukünftig als Festplatz dienen sollte. Die Verwendung lokaler Steine für den Bau ist bezeichnend und steht für die Verwendung regionaler Ressourcen. Das 50-jährige Jubiläum der Infrastrukturmaßnahme wurde später ebenfalls gefeiert,⁷ ein Zeichen für die Bedeutung des Ortes als Anker lokaler Erinnerungskultur. Solche Steinbühnen waren im Schwarztal häufiger zu finden. Auch der Nachbarort verfügte über eine ähnliche Freilichtbühne. Derartige Anlagen waren in der Region typisch und fester Bestandteil der DDR-Urlaubskultur. Sie dienten nicht nur der Unterhaltung, sondern auch als Versammlungs- und Begegnungsort für Einheimische und Gäste.⁸ Welches Programm auf der Steinbühne tatsächlich stattfand, lässt sich aus den Aufzeichnungen des ehemaligen Bürgermeisters rekonstruieren. Zu den festen Programmpunkten zählten Kurkonzerte mit den „Schwarzatalmusikanten“, bunte Unterhaltungsabende mit der Gruppe „Habaneras“ sowie Auftritte der Jagdhornbläsergruppe des „Jagdkollektivs Königssee“. Ergänzt wurde das kulturelle Angebot um Lichtbildvorträge, geführte Wanderungen, von der LPG organisierte Kremserfahrten sowie Thüringerwald-Fahrten, die das Reisebüro der DDR vermittelte.⁹ Mit dem Ende der DDR veränderte sich der Tourismus im Schwarztal grundlegend. Die staatlich organisierten Urlaubsströme brachen weg, viele Erholungsheime wurden geschlossen oder umgenutzt. Auch die Steinbühne in Döschnitz verlor ihre ursprüngliche Funktion als regelmäßiger Veranstaltungsort für Feriengäste. Heute erlebt das Schwarztal nur noch vereinzelt Tourismus in dieser Form. Die Steinbühne steht damit exemplarisch für eine Epoche, in der Kultur und Gemeinschaft im öffentlichen Raum des Dorfes selbstverständlich waren. Es stellt sich die Frage, was davon heute neu gedacht und weitergeführt werden kann.

Abb. 2

6 Walter Jaumann, „Döschnitzer verwirklichen Ministerratsbeschluss, Perforierte Wassererschließung“, Zeitungsartikel, 1972/73
7 Dorfrundgang mit Klaus Biehl (Bürgermeister von Döschnitz), am 3.6.2026
8 Mündliche Auskunft: ältere Ortsbewohnerin
9 Heinz Schwangel (ehemaliger Bürgermeister von Döschnitz), Tagebuch

Quellen und weiterführende Informationen

Bürgermeister Heinz Schwangel, Tagebuch / Chronik der Gemeinde Döschnitz (handgeschriebene Aufzeichnungen)
Dorfrundgang mit dem Bürgermeister, Thüringen, Schwarztal-Region, 3. Juni 2026
Mündliche Auskunft, ältere Ortsbewohnerin (Feldforschung, Juni 2026)
Walter Jaumann, „Döschnitzer verwirklichen Ministerratsbeschluss, Perforierte Wassererschließung“, Zeitungsartikel, 1972/73
„In diesem Jahr gutes Trinkwasser für weitere 100 000 Bürger auf dem Lande“, ADN-Meldung, 1973
„Das 1982 Erreichte 1983 effektiver fortführen“, Zeitungsartikel zum Mach-mit-Wettbewerb, 1982/83
Thüringen-Info, Ortsprofil Döschnitz, thueringen.info/ort/doeschnitz
Thüringer Wald Online, Döschnitz, thueringerwald.com
IBA Thüringen, Haus Döschnitz, iba-thueringen.de/projekte/schwarzatal-haus-doeschnitz
Haus Döschnitz e.V., hausdoeschnitz.cargo.site

Alle Abbildungen von Lukas Dycha und Julia Hofinger

„Die neue Zeit hielt überall ihren Einzug. Auch die Reize unserer Landschaft machten den Ort für den Urlaubsverkehr attraktiv.“

— Bürgermeister Heinz Schwangel, Chronik der Gemeinde Döschnitz

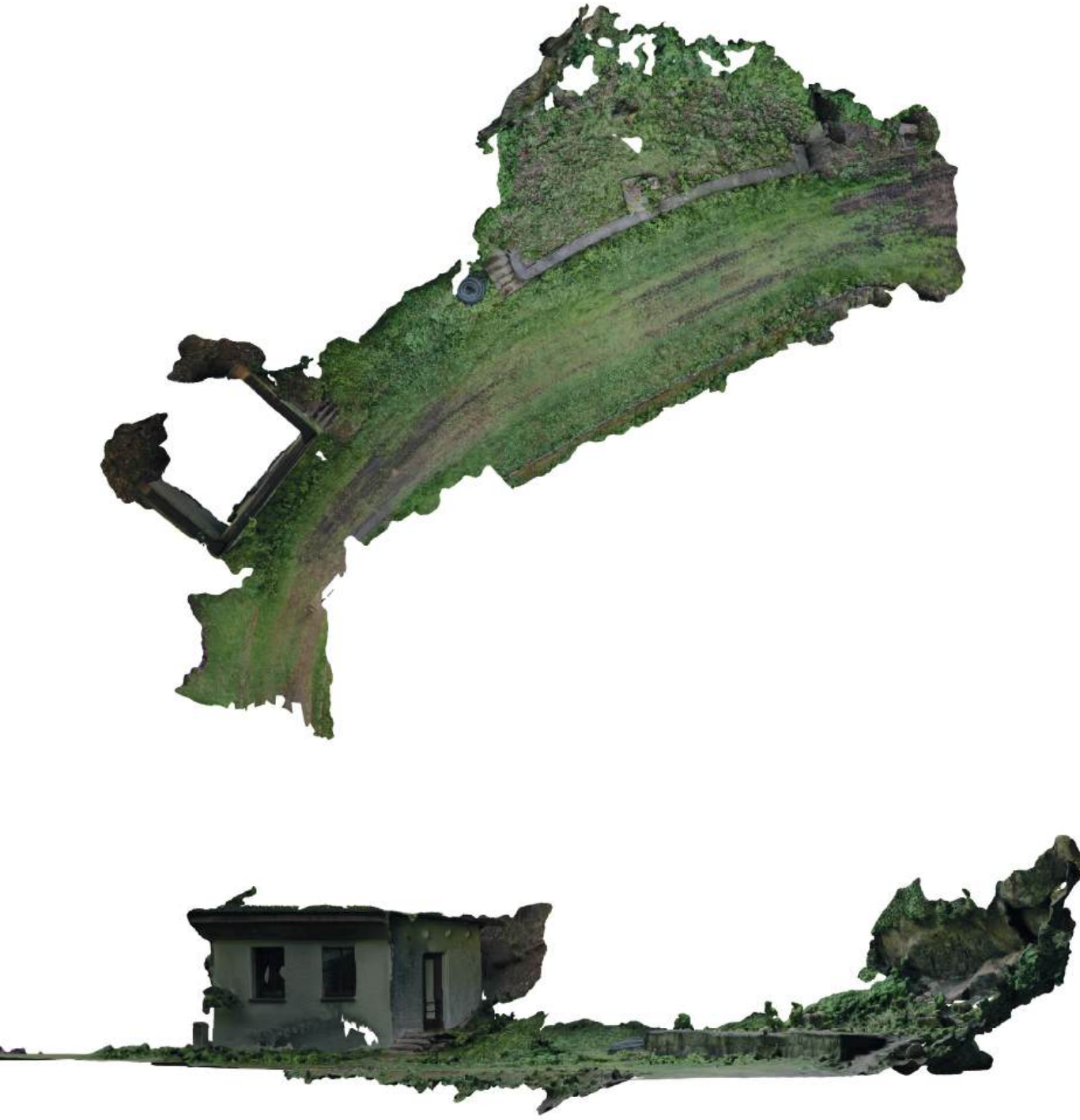


Abb. 3, 5

Döschnitzer Schieferfassaden

Erscheinungsbild und Geschichte einer vernakulären Verkleidung

Ruben Fordinal

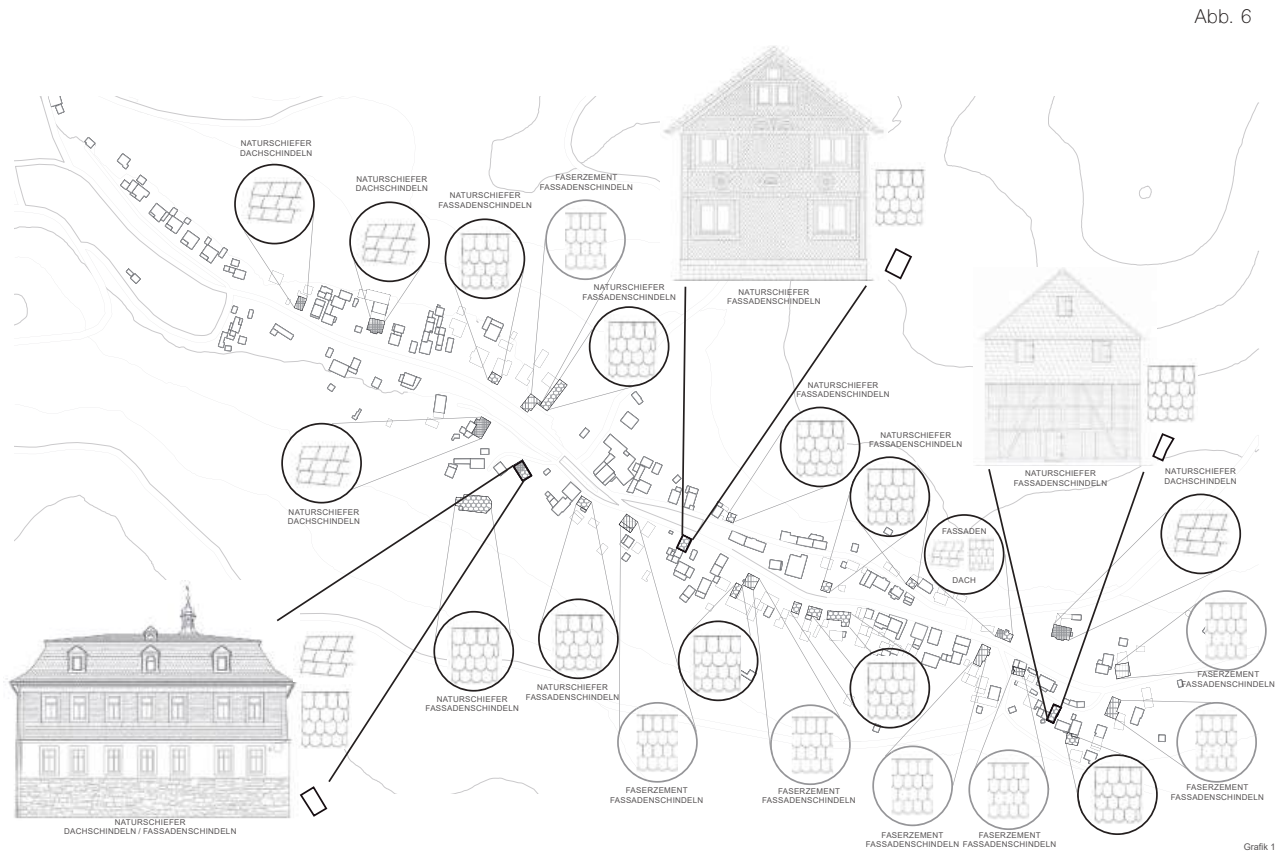


Abb. 6

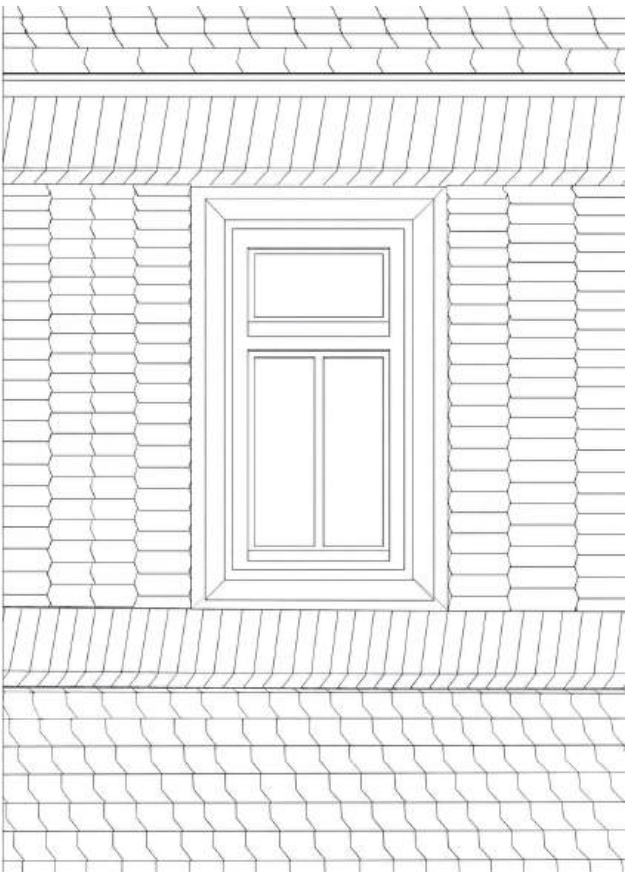


Abb. 1

Die Verwendung von Schiefergestein prägt bis heute das Erscheinungsbild von Döschnitz. Das zeigt die Erfassung der 84 Häuserfassaden entlang der Hauptstraße des Ortes: 27 der Häuser weisen Elemente von Schindeln in der Gestaltung der Fassade oder des Daches auf. Während bei acht dieser Häuser schon auf moderne Alternativen wie Faserzementschindeln gesetzt wurde, sind bei 19 Häusern noch ganz oder in Teilen die historische und regionale Schiefersteindeckung feststellbar.

Konstruktiv handelt es sich um eine Bekleidung aus überdeckend verlegten Schieferplatten, die auf einer Schalung befestigt und so angeordnet werden, dass Niederschlagswasser zuverlässig abgeführt wird (siehe Abb. 2). Die Form der Schindeln – etwa rechteckig, bogig oder spitz – beeinflusst Deckmaß, Verschnitt und handwerklichen Aufwand und zugleich die Fassadenwirkung.¹ Das Fassadenbild wird nicht allein durch den Werkstoff, sondern vor allem durch die Verlegetechnik bestimmt. Wechselnde Deckrichtungen, Fensterrahmen, horizontale Bänder und ornamental angelegte Felder erzeugen Muster, die im Licht unterschiedlich reflektieren. Solche ornamentalen Fassadengliederungen sind für die Schieferbaugebiete Thüringens typisch und auch in Döschnitz zu finden (siehe Abb. 5). Sie beruhen überwiegend auf der Anordnung gleichartiger Schindeln und weniger auf verschiedenfarbigem Material. Spielerische ornamentartige Muster in der Fassadengestaltung kommen seltener vor, aber sind dennoch vereinzelt zu entdecken (siehe Abb. 4).

¹ Vgl. Deutscher Dachdeckerhandwerksverband (ZVDH): Fachregeln für Dachdeckungen und Wandbekleidungen mit Schiefer (konstruktive Grundlagen und Deckungsarten)

Die Bauweise steht in engem Zusammenhang mit der Lage des Ortes im Thüringer Schiefergebirge, einer Region, in der Schiefer geologisch weit verbreitet ist und traditionell als regional verfügbarer, langlebiger und witterungsbeständiger Baustoff genutzt wurde.² Über Jahrhunderte entwickelte sich insbesondere das Gebiet um Lehesten, Schmiedebach und Probstzella zu einem der bedeutendsten Schieferabbaugebiete Deutschlands. Bereits seit dem 13. Jahrhundert wurde dort Schiefer gewonnen; im 19. Jahrhundert gehörte der Staatsbruch in Lehesten zu den größten Schiefertagebauen des europäischen Festlandes. Mit dem Ende des 20. Jahrhunderts geriet die Thüringer Schieferindustrie jedoch zunehmend unter wirtschaftlichen Druck. Der Dachschieferabbau im Staatsbruch Lehesten wurde 1999 eingestellt. Als Gründe werden die zunehmende Abbautiefe und damit steigende Förderkosten sowie die Konkurrenz preisgünstiger Importprodukte – insbesondere aus Spanien – genannt. Mit der Schließung der letzten Thüringer Schiefergrube im Jahr 2008 endete die jahrhundertlange Gewinnung von Dachschiefer in Thüringen. Heute erinnern der Schieferpark Lehesten und das Technische Denkmal „Historischer Schieferbergbau“ an diese industrielle Vergangenheit.³ Parallel dazu haben sich industrielle Alternativen etabliert. Besonders verbreitet sind zementgebundene Faserzement-schindeln, die das Erscheinungsbild traditioneller Schieferdeckungen nachbilden, jedoch industriell mit gleichmäßigen Formaten gefertigt werden.

2 Vgl. https://www.bergmannsverein-erfurt.de/main.php?unmenuue=bergbau_heute_thueringen&content=schieferbergbau (14.06.2026)

3 Vgl. Thüringer Schieferpark Lehesten: Geschichte des Schieferparks und Der Schieferpark. https://schieferpark.de/geschichte_schieferpark/ (02. 07.2026); <https://www.lehesten.de/region.aspx> (02. 07.2026)

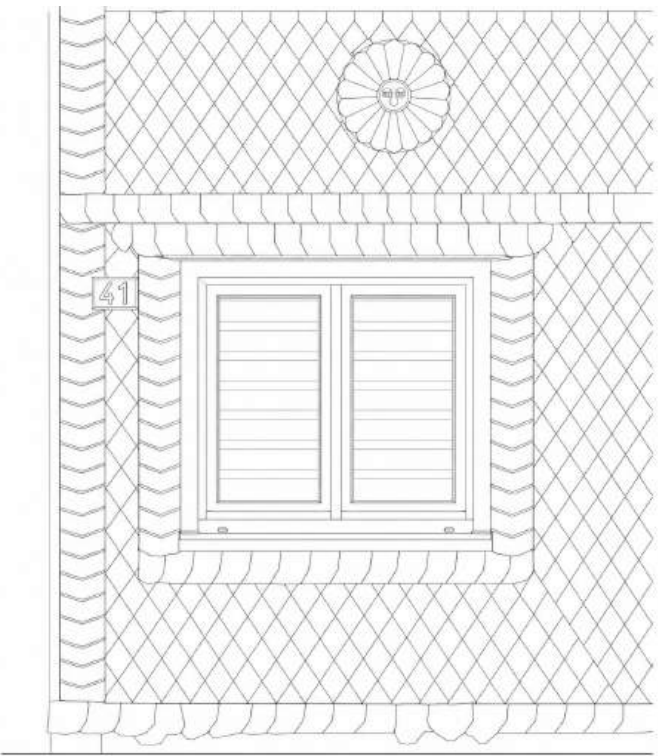


Abb. 3

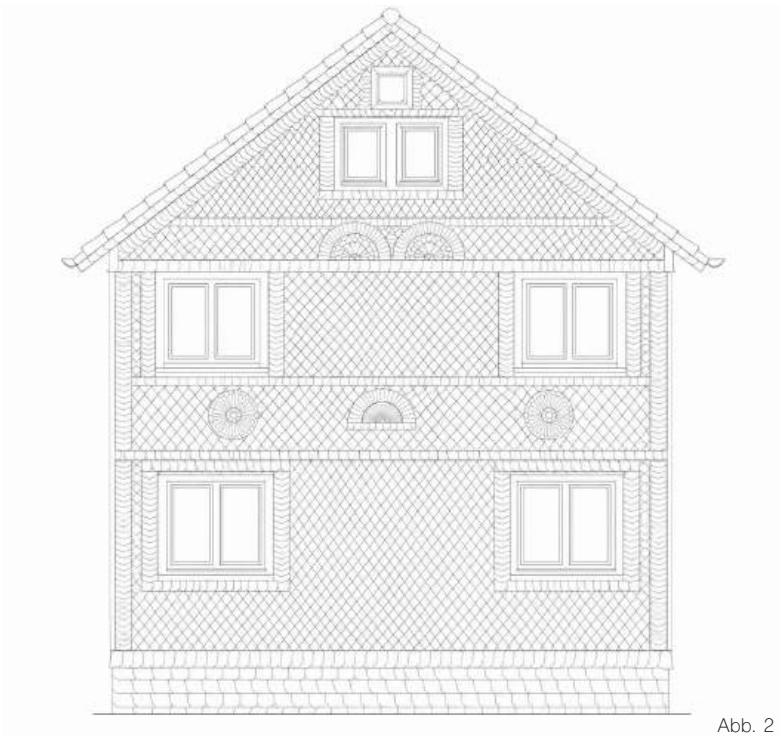


Abb. 2

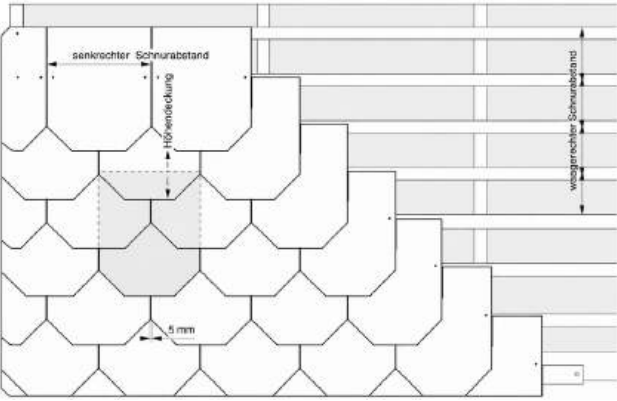


Abb. 4

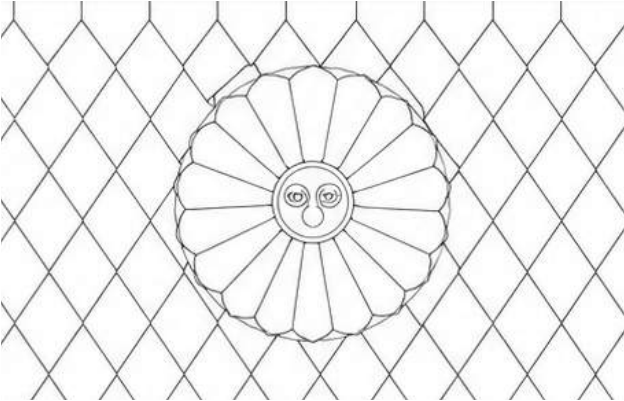


Abb. 5

Fachwerkhäuser in Döschnitz

Impressionen und Analyse dorfbildprägender Architekturen

Sina Schmelzer

Bereits bei der Ortseinfahrt nach Döschnitz fällt die starke Verbreitung von Fachwerkbauten auf. Der Spielzeugwerkstatt Fridlin (siehe Abb. 23 „Wohnhaus - Werkstatt“) mit ihrem regelmäßigen Fachwerk und der dazugehörigen Werkstatt zur rechten Seite, folgen auf der Weiterfahrt weitere Fachwerkhäuser: darunter große Wohnhäuser, teilweise mit neueren Anbauten, sowie eine Fachwerkscheune (siehe Abb. 29. „Scheune - Anbau“). Bis zur Einfahrt zum Haus Döschnitz passiert man insgesamt acht von den knapp 30 Fachwerkhäusern im Ort.

Mithilfe von Fotos aller Fachwerkhäuser in Döschnitz und Zeichnungen ausgewählter Gebäude, werden im Folgenden deren Merkmale analysiert und herausgestellt. Durch die vergleichenden Darstellungen werden sowohl konstruktive Besonderheiten, wie die Dachformen, besondere Eckverstreibungen wie der „Thüringer Mann“ (siehe Abb. 22 „Wohnhaus“) oder Unterschiede in Materialwahl, Gestaltung und Aufbau sichtbar, gleichzeitig wird der Bauprozess dieser vernakulären und bioregionalen Bauweise zeichnerisch erklärt.

Während in vielen Regionen Deutschlands häufig die gesamte Fassade von sichtbarem Fachwerk geprägt ist, dominiert in Thüringen vor allem die Verwendung von regionalem Schiefer das Erscheinungsbild der Häuser. Teilweise verdeckt er das Fachwerk – traditionell vor allem an Nord- oder Westseite, – um das Holz zusätzlich vor Witterung zu schützen. Auffällig in Thüringen ist auch die Häufigkeit massiver Sockel oder Erdgeschosse aus Naturstein, auf denen das Fachwerk aufgesetzt wird. Sie verhindern aufsteigende Bodenfeuchtigkeit und erhöhen so die Lebensdauer der Gebäude.

Alle Abbildungen von Sina Schmelzer



Abb. 1–20
von links oben nach rechts unten



Abb. 21–30:
Zeichnungen der Fachwerkhäuser in Döschnitz

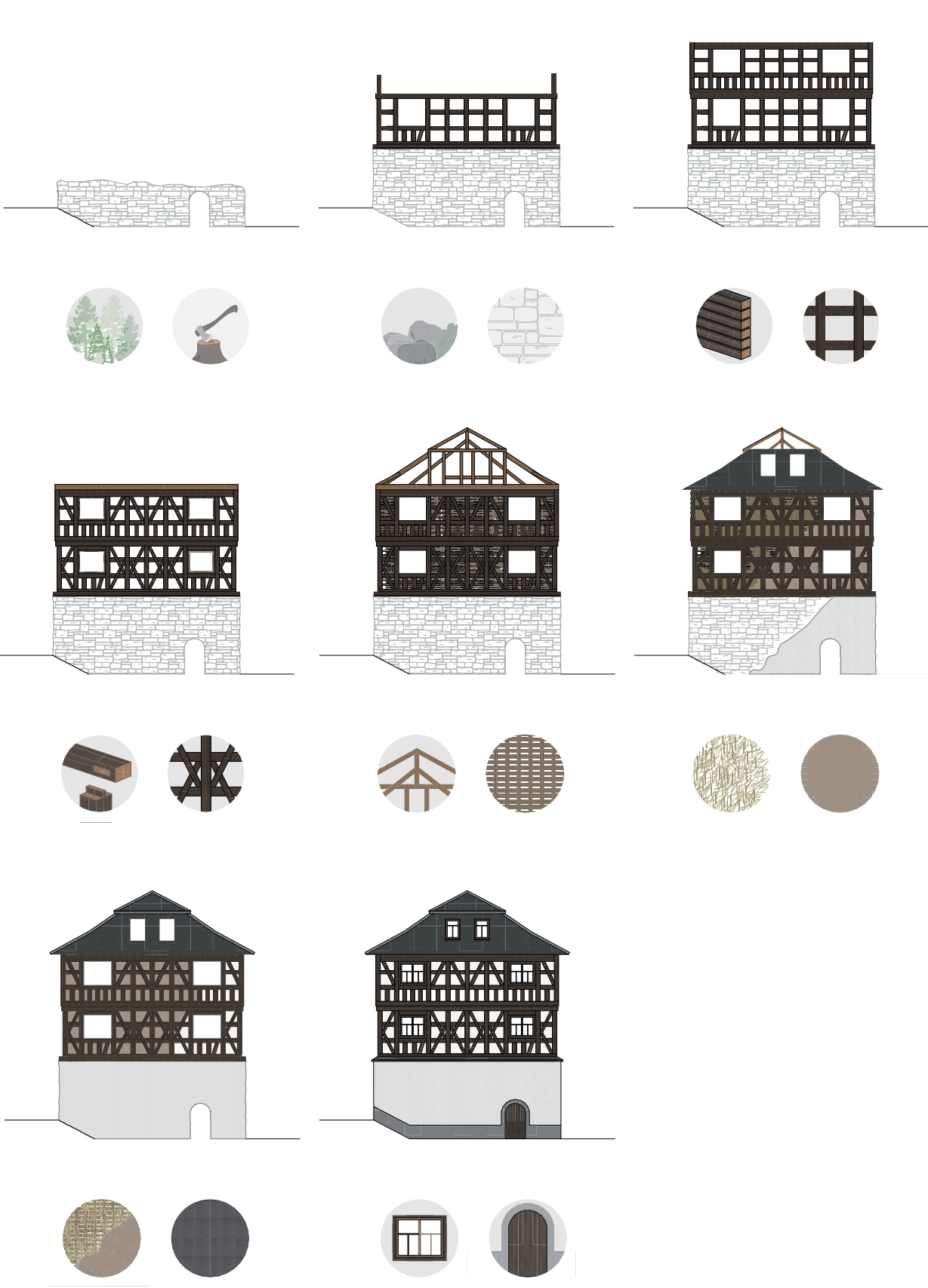


Abb. 31–38:
Bauphasen eines Fachwerkhauses

Verborgene Geschichten eines Hauses

Ein Interview mit Birgit Schilf

Lisa Miller
Luise Rellensmann

Welche Geschichten werden im denkmalpflegerischen Kanon erzählt, welche nicht? Das Haus Döschnitz wird von der amtlichen Denkmalpflege als ehemaliges Wohnhaus der Brauereifamilie Böttner beschrieben. Der Brauereibetrieb prägte die gesamte Dorfentwicklung. Hervorgehoben werden zudem etwa barocke Elemente¹. Lokal ist das Haus darüber hinaus als Bürgermeisterbüro und ehemalige Kurverwaltung bekannt. Weniger Beachtung findet jedoch, dass hier in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Heimatvertriebene ein neues Zuhause fanden – ein Umstand, der zwar bekannt ist, aber kaum beschrieben wird. Wenn kulturelle Bedeutung durch Nutzungen sowie durch damit verbundene menschliche Assoziationen und Wertzuschreibungen entsteht², erscheint eine multiperspektivische Betrachtung des Hauses unerlässlich. Birgit Schilf verbrachte ab den 1970er Jahren gemeinsam mit ihren drei Schwestern viele Sommer bei ihren Großeltern, die nach dem Krieg aus Schlesien nach Döschnitz gekommen waren und im ehemaligen Bürgermeisterhaus lebten, – eine für sie prägende Zeit. Im Sinne einer kritischen Erbeforschung, die auch alltägliche, affektive und emotionale Perspektiven jenseits repräsentativer Narrative einbezieht³, eröffnet das folgende Interview einen subjektiven Zugang zu den vielschichtigen Werten des Hauses. Ausgehend von Kindheitssommern bei der Großmutter richtet es den Blick auf sinnliche Erfahrungen, Alltagspraktiken und Formen der Fürsorge, durch die das Haus zu einem persönlichen Erinnerungsort wird. Das folgende Gespräch macht damit eine bislang marginalisierte Bedeutungsebene sichtbar – aus einer kindlichen ebenso wie aus einer weiblichen Perspektive. Es knüpft an die These einer verorteten Enkel-Großmutter-Beziehung an wie sie viele Menschen kennen: ein Beziehungstyp, in dem Vertrautheit und wiederkehrende Aufenthalte an einem konkreten Ort eng miteinander verschränkt sind⁴. Orte der Kindheit werden so zu Trägern von Erinnerungen, die im offiziellen Denkmalnarrativ kaum vorkommen.

1 Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege, Eintragung Haus Böttner als Kulturdenkmal, Brief vom 19.9.1995
2 Vgl. The Burra Charter: The Australia ICOMOS Charter for Places of Cultural Significance. (online verfügbar unter: <https://australia.icomos.org>)
3 Rellensmann,L. „Omahäuser als matriarchales Erbe: Auf der Suche nach anti-hegemonialen Erzählungen in häuslichen Räumen“, in: Knosp, T., Moser, T., Nuler, J., & Stackmann, S. (Eds.). (2026). Unvoiced heritage: Queer feminist care for tabooed spaces. TU Wien Academic Press. <https://doi.org/10.34727/2026/isbn.978-3-85448-088-4>. Seite 157–166.
4 Vgl. Rellensmann,L. 2026

Die Kindheitssommer bei Oma

Am 19. Juni 2026, einem Donnerstagvormittag, an dem es für diese Jahreszeit viel zu heiß ist, bin ich mit Birgit Schilf zu einem Telefonat verabredet. Ich möchte mit ihr ein Gespräch über ihre Kindheitserinnerungen und ihre damit verbundenen affektiven Erfahrungen bei ihrer Großmutter im Haus Döschnitz führen. Als ich sie anrufe, wirkt sie erfreut. Ihre fröhliche Stimme schlägt mir entgegen und wir beginnen das Interview.

Lisa Miller: Hallo Birgit. Stell dich gerne vor und erzähle, warum du Zeit im Haus Döschnitz verbracht hast.

Birgit Schilf: Hallo, hier ist Birgit Schilf aus der Sängerstadt Finsterwalde. Heute darf ich etwas über das Haus Döschnitz in Thüringen erzählen. Dort haben meine Großeltern – Anna Marta Trapp und Paul Trapp – jahrelang gewohnt und wir Enkel durften da eine wunderschöne Zeit verbringen.

Wie kam es dazu, dass deine Oma in diesem Haus lebte?

Meine Oma war eine Vertriebene aus Grünberg in Schlesien. Sie wurde aus dem heutigen Polen vertrieben und musste sehen, wo sie neu unterkommen konnte. Nach einer überstandenen Bombennacht in Dresden kam sie mit ihrer Mutter und ihrem Sohn Lothar nach Döschnitz in Thüringen. Die neuen Wohnorte bekamen die Vertriebenen zugewiesen. Dort wurden sie leider wie Aussätzige behandelt. Sie sind dreimal innerhalb des Dorfes umgezogen: Zunächst von einem Schafstall in eine Abstellkammer und erst als sie meinen Opa geheiratet hatte, fand sie eine vernünftige Wohnung. Die war dann im Haus Döschnitz, das zu der Zeit noch das Bürgermeisterhaus war.

Wann bzw. in welchem Zeitraum hast du Zeit im Haus Döschnitz verbracht?

Das war in den 1970er Jahren. Meine drei Schwestern und ich haben während der langen Sommerferien immer mindestens sechs Wochen dort verbracht. Die Sommerferien waren zu DDR-Zeiten acht Wochen lang; sie gingen über den gesamten Juli und August. Zusätzlich waren wir noch eine Woche im Oktober zu Besuch, wenn meine Oma Geburtstag hatte. So war das, seit ich denken kann. Auch meinen Geburtstag habe ich im Dorf bei meiner Oma gefeiert.

Wer hat sonst noch in dem Haus gewohnt?

In diesem Haus haben noch zwei andere Mietparteien gewohnt. In den Räumen mit dem Stuck an der Decke über meiner Oma wohnte Familie Möller mit fünf Kindern: drei Mädchen und zwei Jungen. Frau Möller war ebenfalls eine Vertriebene. Sie kamen aus der Nähe von Kaliningrad, und das hat man ihr auch stark angehört. Sie war eine furchtbar nette Frau, die, wie man heute sagen würde,– immer „cool“ zu uns Kindern war. Sie hatte alles im Griff. Außerdem hat oben noch eine ältere Dame gewohnt.

In welchen Räumen haben deine Großeltern gewohnt?

Wenn man in das damalige Bürgermeisterhaus zur Haupttreppe hereinkam, lagen auf der rechten Seite die Räume des Bürgermeisters und seiner Sekretärin. Hinter der Tür auf der linken Seite befand sich dann die Wohnung von meiner Oma und meinem Opa.

Wie sah es dort aus, wie wurden diese Räume genutzt?

Wenn man durch die Tür hineinging, stand man direkt in der Wohnküche. Linker Hand vor den beiden Fenstern stand ein Sofa, dahinter ein Nachtschränkchen mit einem roten Radio. Vor der Couch befand sich ein großer ausziehbarer Esstisch, in dem unten zwei Abwaschschüsseln standen. Davor und dahinter stand jeweils ein Stuhl und gegenüber ein uraltes Küchenbuffet, das meiner Oma heilig war. Rechts neben der Tür befanden sich ein Waschbecken und ein Handtuchhalter. Dort hing immer ein Tuch mit bestickten Sprüchen wie es früher oft üblich war. Daneben war die Tür zur Speisekammer. Links neben dieser Tür stand ein flacher Schrank, in dem Utensilien wie Putzmittel und WC-Papier aufbewahrt wurden und der große alte Küchenofen, der noch mit Holz und Kohle befeuert wurde.

Gab es weitere Wohnräume?

Von der Küche aus ging eine hohe Stufe in das Wohnzimmer. Im Wohnzimmer stand auf der linken Seite ein Grammophonschränkchen, was jetzt übrigens in meiner Wohnung steht. Dahinter war ein großer Kleiderschrank und die Wand mit den zwei Fenstern. Vor diesen beiden Fenstern stand ein kleiner flacher



Abb. 1: Anna Trapp ganz links, rechts daneben Angelika, rechts davon Martina (Schwestern von Birgit), hinten im Fenster Tante Käthe (Omas Nichte) aus Bad Blankenburg

viereckiger Couchtisch, der an jeder Seite eine kleine Schublade mit kleinen hübschen Utensilien hatte. Rechts und links daneben stand je ein kleiner Sessel. Das erzähle ich deshalb, weil wir an diesem Tischchen sehr gern gespielt haben. Schräg hinter diesem Tischchen stand eine kleine Anrichte, auf dem der Fernseher stand und daneben stand ein uraltes Stubenbuffet mit einem großen Glasteil.

Wo wurde geschlafen?

Zu der Wohnung gehörte noch der erste Raum im Obergeschoss, die Treppe hoch gleich rechts. Das war das Schlafzimmer von Oma und Opa. Da waren drei Betten drin, links und rechts. Bei dem linken Bett stand noch ein Nachtschränkchen davor, bei dem rechten allerdings nicht, denn sonst wäre man schlecht an das Fenster gekommen. Der Raum war vollgestellt mit diesen riesengroßen alten Bauernbetten und den Zudecken, die darin waren. Das waren echte Federbetten und Federkissen. Meine Schwester und ich haben immer in einem Bett geschlafen, wenn meine Oma uns zugedeckt hat, waren wir wie erschlagen, weil diese Decken so schwer waren.

Gab es so etwas wie einen Lieblingsraum für euch Kinder?

Hinter dem Waschbecken auf der rechten Seite der Küche ging es in die Speisekammer.. Sie war immer kühl im Sommer, da sie so tief im Mauerwerk lag, nur ein kleines Fenster hatte und weil meine Oma dort immer für gute Temperaturen sorgte. Darin war auch ein alter Steinfußboden, der die Kälte gut trug, auf ihm stand eine schwarze Keramikschüssel mit roter Grütze, daneben ein brauner Krug Vanillesoße. Es gab außerdem noch ein großes Bäckergestell mit Holzbrettern, dort lag dann alles bereit, was für den Besuch ihrer Enkelkinder, ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter vorgesehen war: Kuchen, harte Wurst und Knacker. In der Speisekammer roch es unheimlich gut; für uns Kinder war das ein Ort von Fülle und Geborgenheit an dem immer alles da war.

Wo habt ihr am meisten Zeit verbracht?

Der wichtigste Raum in dieser Wohnung war die Wohnküche. Darin spielte sich alles ab. Dort wurden Mahlzeiten eingenommen und es wurde gemalt, gezeichnet, Karten gespielt und gebastelt. Die Stube nebenan war nämlich eine ‚gute Stube‘, wie das früher eben so war. Da durfte man wirklich nur mal abends hinein für eine halbe Stunde zum Fernsehen. bei Feierlichkeiten oder wenn es mal regnete. Aber ansonsten spielte sich das Leben in der Küche ab. Sie war groß genug und das war der Raum, in dem etwas los war. In der Wohnküche wurde auch gebadet, immer sonnenabends. Dazu wurde eine große Zinkbadewanne aus der Waschküche auf der anderen Seite des Hauses in die Küche getragen und gefühlt tausend Kessel Wasser wurden warm gemacht.

Abb. 2: In der Küche, beim reinkommen von der Tür aus rechts, mit Waschbecken und Tür zur Speisekammer, daneben Schrank mit Gasherd, davor Oma Anni mit Angelika, Henry und Dana



Wir Kinder haben vor dem Baden und der täglichen Körperpflege darum gebeten die Haustür abzuschließen. Damals haben nämlich viele Leute, die zum Bürgermeister wollten, bei der Oma geklopft und gleich die Tür aufgerissen, wenn der Bürgermeister nebenan nicht da war. Die Tür war ja schließlich auch gleich am Waschbecken, wo wir uns jeden Morgen mit kaltem Wasser waschen mussten.

Wie war der Zustand des Hauses?

Wir wussten, dass es ein sehr altes Haus ist, aber wie alt es zu diesem Zeitpunkt war, wussten wir vor eurer Recherche noch nicht. Damals war es von außen noch verputzt und gelb gestrichen, weshalb es für uns Kinder optisch einen tollen Eindruck machte. Baufällige Mängel sind uns erst später aufgefallen, als wir ein bisschen reifer waren. Beispielsweise konnte man die Treppe nicht leise hoch- und hinuntergehen, sie hat immer geknarrt. Wenn man abends hoch ins Schlafzimmer oder auf Toilette musste, hat das jede Maus gehört. Die Toilette hat sich damals übrigens noch außerhalb des Hauses befunden und als wir klein waren, waren das Plums Klos, wie man sie heute nennt. Erst später wurden dann die richtigen Toiletten gebaut. Oma hat irgendwann aufgehört ihre Kartoffeln im Keller zu lagern, weil dort oft Wasser stand und es dann schon sehr modrig und muffig roch. Die große alte Holzscheune, hinter dem großen Haupthaus, war damals baufällig. Darin war Omas Stall mit Kaninchen, die zu füttern waren. Sie hatte dort außerdem ihr Holz und ihre Kohle gelagert. Dort waren wir Kinder auch gern – das war abenteuerlich.

Wie habt ihr eure Zeit im und um das Haus verbracht?

Vor allem draußen. Wir kamen aus der großen Stadt Lauchhammer im Süden von Brandenburg, wo Braunkohle abgebaut und in Kraftwerken zu Strom verarbeitet wurden. Dort war es immer schmutzig. Wenn man draußen gewesen ist, waren die weißen Kniestrümpfe danach immer schwarz. Und daher durften und sollten wir bei meiner Oma immer raus. Sie hat immer gesagt: „Ihr geht an die frische Luft. Eure Lungen brauchen frische Luft und ihr kommt erst wieder zum Mittagbrot rein.“ Dann haben wir unten am Bach gespielt oder sind mit den anderen Kindern im Dorf herumgestrolcht. Bei der Nachbarin durften wir manchmal Eier holen. Dort sind wir dann mit in den Kuhstall gegangen, wo die Hühner ihre Nester hatten und wir die Eier herausnehmen durften. Das war für uns Stadtkinder ein absolutes Highlight. Manchmal sind wir morgens nach dem Frühstück gemeinsam den Berg hochgelaufen um Kräuter zu sammeln; danach sind wir noch weiter hoch in den Wald und haben gemeinsam Beeren und Pilze gesucht. Wir Kinder durften nicht sprechen, da wir sonst die Pilzstellen der Oma verraten hätten. Dabei haben meine Schwester und ich immer gekichert und gelacht, weil meine Oma eine alte Schürze in braungrünen Tönen trug, damit man sie nicht sieht. Wir haben immer gedacht: ‚Mein Gott, eigentlich sieht sie wie ein kleines Hexlein aus.‘ Das haben wir aber nie laut ausgesprochen. Manchmal hat sie mit uns auch Ausflüge gemacht. Dann sind wir mit dem Bus nach Schwarzburg, Rudolstadt oder nach Sitzendorf gefahren, zum Eis essen im Gasthaus zur Linde oder ins Freibad. Wir sind zum Baden nach Rohrbach mit dem Fahrrad gefahren.



Abb. 3: Vor der Scheune, ganz rechts Paul Trapp mit Gehstock, links daneben Frau Möller (Nachbarin aus dem Haus Döschnitz), links daneben Gisela Schilf (Mutter von Birgit Schilf) beim Stricken

Wo war der Garten von deiner Oma und wie sah er aus?

Der Garten lag linker Hand neben der alten Scheune. Dort blühten ganz viele Blumen, vor allem Phlox, in allen Farben der Welt. Dahinter war ein alter Holzlattenzaun mit Holztür, durch den man in den Garten kam. Darin standen Sträucher wie Johannisbeeren und Stachelbeeren, aber es gab auch Erdbeeren, Gurken, ein paar Kartoffeln, Zwiebeln, Radieschen und Möhren. Alles war eins a angebaut und gepflegt. Hinten am Gartenabschluss war dann auch wieder der Holzzaun mit einer weiteren Holztüre. Von dort aus konnte man also auch direkt auf den Johannesberg, wo viele Gräser und Kräuter wuchsen. Wir haben da oft Blumen gepflückt und uns Haarkränze gemacht.

Welche Gerüche fandest du dann am prominentesten bei deiner Oma?

Meine Schwestern und ich sind uns einig, dass es würzig nach Kräutern gerochen hat. Auf ihrem Küchenschrank hatte die Oma ganz viele Blechbüchsen stehen. In jeder Büchse war ein anderes Kraut drin. Daraus hat sie ihre eigene Kräuterteemischung zusammengestellt. Und ich muss ehrlich sagen: Ich hab bis heute nie wieder so einen guten Kräutertee getrunken. Der war einfach einmalig – es war der Beste der Welt. Meine Oma war eine reinliche Frau; sie ist 99 Jahre, 8 Monate und 5 Tage alt geworden ist und man hat in ihrer Wohnung nie gerochen, dass dort ein alter Mensch wohnt. Je nachdem roch es auch mal nach Essen oder gebackenem Kuchen. Dann hat es wegen Opa noch nach Kölnisch Wasser gerochen, weil er seine Glatze oftmals damit behandelt hat – so berichten das auch meine großen Geschwister.

Welche Geschmäcker und Gerichte erinnern dich an deine Oma und die Zeit bei ihr?

Weil es Sommer war, gab es zu Mittag meistens leichte Speisen wie Kartoffelbrei, guten grünen Salat und ab und zu mal ein Milchei dazu. Auch grüne Bohneneintopf oder Gräupchen, also eine Graupensuppe mit Getreidekörnern als Einlage erinnern mich an sie. Ganz gern haben wir Kochklopse mit Kartoffeln und Weißkrautsalat gegessen, die die Oma super lecker gemacht hat. Sonntags hat die Oma gern Kotelett gebraten. Sie hatte dafür einen speziellen Topf: einen ganz schweren schwarzen Eisentopf, der die Hitze richtig gut hielt. Wenn sie darin das Kotelett in Butter oder in Butterschmalz gebraten hat, hat das ganze Haus gerochen. Das war so ein Geruch, den kriegt man bis heute nicht aus der Nase. Dazu hat sie „Zappelklöße“ gemacht, wie meine Schwester sie nannte. Das sind Seidenklöße. Ich mochte die nicht, weil sie mir zu weich waren. Zum Frühstück hab es Haferflockenbrei mit Zucker, Honig oder Früchten oder auf der Ofenplatte geröstetes Brot. Das schmeckt sowieso Tausendmal besser als jeder Toaster der Welt, weil es ein ganz anderes Aroma hat. Auf die Semmelscheiben wurde dann ein bisschen Butter oder selbstgemachte Marmelade gemacht. Zu trinken gab es zum Frühstück meist Milch oder Tee. Tagsüber stand immer Tee oder Malzkaffee am Ofen. Brause oder Säfte gab es eigentlich nicht, denn das war für Oma mit ihrer minimalen Rente zu teuer. Zum Abendbrot gab es dann gesunde Sachen aus ihrem Garten: Gurke, Tomaten, Radieschen, oft viel Gürkensalat und zum Abschluss dann etwas von ihren Erdbeeren in kleinen Schälchen. Danach durften wir wieder hinaus.

Welche Gefühle kommen auf, wenn du da an die Sommer bei deiner Oma denkst?

Ich verbinde mit dem Ort, dem Haus und dem Andenken daran nur Gutes – nur schöne und angenehme Gefühle. Es war eine ganz tolle Zeit, die wir als Kinder bei unserer Oma hatten; sie hat sich viel mit uns beschäftigt. Es sind wirklich schöne Erinnerungen, deswegen versuchen meine Schwestern und ich eigentlich jedes Jahr einmal nach Döschnitz zu fahren, einfach um durchzulaufen, eine Runde um das Haus zu drehen, einmal durchs Dorf zu gehen und zu merken: „Ach, das kennt man noch. Hier hat der gewohnt und hier der.“ Das gibt uns einfach etwas, vor allem solange noch ein paar von den älteren Leuten leben, die man kennt und mit denen man ein paar Worte wechseln kann.

Der Vorgarten Zwischen Denkmalschutz und Gartenschere

*Lena Mehrens
Peer Borchardt*



Abb. 1: Vorgarten direkt nach dem Rückschnitt, 2025



Abb. 2: Eindruck des Vorgartens nach Freilegung der Fassade



Abb. 3: Gemeinschaftliche Nutzung zu DDR-zeiten, hier während der Kirmes, 80er Jahre



Abb. 4: Das Wohnhaus mit Garten als Repräsentation des Ortes auf einer Postkarte, DDR-Zeit

Der Umgang mit einem Denkmal erfordert eine differenzierte Betrachtung, damit sein Wert bestehen und zur Geltung kommen kann. Oft fällt es schwer, eine Entscheidung über das weitere Vorgehen zu treffen, da auch vermeintlich kleine Eingriffe das Gesamtbild beeinflussen. Das führt zu Unklarheit, welche Stillstand oder unbedachtes Handeln zur Folge hat. Eine solche Situation liegt aktuell beim Vorgarten des Wohnhauses vor.

Ziel dieses Beitrags ist es, die Bedeutung des Vorgartens herauszuarbeiten und damit eine Diskussionsgrundlage für das weitere Vorgehen zu schaffen. Doch was meint Bedeutung?

„Stimmen aus der Vergangenheit“

Ein naheliegender Ansatz ist es, die Bedeutung des Gartens anhand der Erinnerungen an ihn zu umreißen. Hierfür haben wir uns in der Workshopwoche in der Dorfgemeinschaft umgehört und eine digitale Umfrage unter den Workshopteilnehmenden und Vereinsmitgliedern durchgeführt.

Im Gedächtnis des Dorfes ist der Garten vor allem ein gelebter, genutzter Raum. Seine zentrale Lage im Ort, mit einer direkten Sichtachse zur Kirche, unterstreicht diese Stellung als Mittelpunkt des dörflichen Lebens.

Immer wieder taucht die Erinnerung an Kindheit und Spiel auf. Die hohen Hecken boten Versteckmöglichkeiten, der Garten wirkte streckenweise „wie ein Labyrinth“. Auf historischen Fotos lässt sich diese Heckenhöhe noch deutlich erkennen (Abb. 2). Ein Zustand, der mit dem heutigen, deutlich zurückgeschnittenen Garten kaum mehr zu vergleichen ist. Eine niedrigere Hecke verschaffe zwar mehr Überblick, doch mit ihr geht auch der ursprüngliche Reiz des Verborgenen verloren.

Als prägend für das Bild des Gartens gelten bis heute die Heckenstruktur, die Sonnenuhr und heute nicht mehr vorhandene Bänke. Die Rosen vor der Fassade wurden erst in den 2000er Jahren gepflanzt und bringen, so die Erinnerung, „Farbe und Leben“ in den Garten. Im Zuge einer früheren Restaurierung dürften zudem ältere Sträucher entfernt worden sein, ein Hinweis darauf, dass die heutige Bepflanzung selbst bereits das Ergebnis verschiedener Eingriffe ist.

Der Garten war zudem ein zentraler Ort des dörflichen Lebens, insbesondere im Kontext der Kirmes. Historische Aufnahmen vom gemeinsamen Kegeln und ausgelassenen Feiern zeugen von dieser Nutzung als sozialem Treffpunkt (Abb.3). Zur DDR-Zeit war der Garten zudem Teil der touristischen Infrastruktur, als Urlauber*innen das Dorf besuchten. Eine historische Postkarte aus dieser Zeit zeigt den Garten als Teil des Ortsbildes, das den Gästen präsentiert wurde (Abb.4).

Auch ein „ordentliches Bild“ wird im Dorf als wichtig empfunden. Ein Hinweis darauf, dass der Pflegezustand des Gartens im kollektiven Gedächtnis eng mit Fragen von Sorgfalt und Zugehörigkeit verknüpft ist. Die Erinnerung an den Garten ist damit nie nur Erinnerung an Pflanzen und Formen, sondern an ein soziales Gefüge, das diesen Raum getragen hat.

„Bedeutung“

In der Charta von Burra¹ heißt es sinngemäß, dass an Denkmälern so viel wie nötig und so wenig wie möglich verändert werden soll. Gründe für eine Anpassung kann die Veränderung eines Ortes oder die Anpassung an eine neue Nutzung sein. Dabei soll die kulturelle Bedeutung minimal verändert, im besten Fall gestärkt werden.

Da die Frage nach Bedeutung eine zentrale Frage im Denkmalschutz einnimmt, wird sie auch in der Gesetzgebung behandelt. In unserem Fall in §2 des Thüringer Denkmalschutzgesetz.

Dort werden Kulturdenkmale als „Sachen, Sachgesamtheiten oder Sachteile“ definiert, „an deren Erhaltung aus geschichtlichen, künstlerischen [...] oder städtebaulichen Gründen sowie aus Gründen der historischen Dorfbildpflege ein öffentliches Interesse besteht“². Daraus ergibt sich eine Bedeutung des Gartens als

- 1) historische Park- und Gartenanlage, welche „Zeuge der Selbstdarstellung und der von ihr getragenen Kultur“² der DDR ist. Diese historische und gesellschaftliche Bedeutung geht aus den Interviews hervor.

In der bauhistorischen Untersuchung³ wird das Wohnhaus Döschnitz als „bedeutendes Sachzeugnis des gehobenen ländlichen Fachwerksbaus um 1700“ hervorgehoben. Der Garten ist kein Zeugnis dieser Zeit, da er erst bedeutend später angelegt wurde. Allerdings ist es nach ThürDSchG gar nicht nötig, dass alle Teile eines Denkmalensembles Kulturdenkmale sind. Durch seine exponierte Lage ist er deshalb auch ein

- 2) Teil des Ensembles Wohnhaus. Beim Durchqueren des Dorfes ist der Garten das Erste, was man vom Ensemble sieht. Des Weiteren rahmt er den Blick von wichtigen Orten aus wie z.B. der Kirche auf das Haus.

Diese Beziehung ist natürlich wechselseitig, weswegen der Garten auch ein

- 3) Teil des Ensembles Dorf ist. Durch die exponierte Lage an der Hauptstraße und als Teil einer dorfräumlichen Situation mit Kirche und Rittergut in Sichtweite ergibt sich ein soziales Potential, welches er vormals schon einmal ausfüllte.

„Der Stand“

Um das weitere Vorgehen zu planen, ist die Aufnahme des aktuellen Zustandes mit seinen Möglichkeiten und Notwendigkeiten unbedingt erforderlich. Einen Leitfaden zur Erschließung bieten die Arbeitsmaterialien zur Denkmalpflege.⁴ Ziel ist dabei ein Zeitschichtenplan, welcher die Entwicklungsgeschichte abbildet, um daraus ein wissenschaftlich begründetes Pflege- und Entwicklungskonzept zu erstellen.

Die Grundlage dazu bildet die Dokumentation, welche mit 13 Punkten beschrieben wird. Grob lassen sich diese in die 4 Kategorien Dokumentation (allgemeine administrative Angaben sowie Aufnahme bereits erarbeiteter Unterlagen), Plangrundlage (Lageplan, Bestandsplan, Geländeschnitte), historische Einordnung (Zusammenstellen historischer Quellen und Gartenfunde) und die Erfassung des aktuellen Zustandes (Bestandsaufnahme in Fotografischer oder anderer Form) unterteilen.

Dabei kann sich die Dokumentation in jedem Projekt unterscheiden. Der Bestandsplan bildet aber in der Regel die Grundlage, allein schon zum Verorten aller weiteren Dokumente. Für das Haus Döschnitz birgt er zudem die Möglichkeit, die Beziehung zwischen Haus, Garten und Dorf darzustellen. Für eine Einordnung in den dörflichen Kontext bietet sich ein Bestandsplan oder eine Isometrie in größerem Maßstab an. Durch historische Quellen ließe sich die Rolle des Gartens in der Entwicklungsgeschichte des Hauses klarstellen (Abb.3). Zudem bietet die fotografische Dokumentation das Potential, den Denkmalwert herauszuarbeiten und die historischen Quellen und vergangenen Impressionen mit dem heutigen Erscheinungsbild zu verknüpfen (Abb. 5). Da die Pflege des Gartens offensichtlich eine Herausforderung darstellt, sollte auf Basis der naturräumlichen Situation (Abb.6) ein Pflegekonzept ausgearbeitet werden.

Die Dokumentation ist zudem als Prozess zu verstehen. Die Vergangenheit wird aufgearbeitet, Eingriffe werden in den Plänen, Perspektiven etc. erarbeitet und nach Fertigstellung ergänzt.

1 Vgl. ICOMOS AUSTRALIA (2013). The Burra Charta for Places of Cultural Significance. Adopted 31. October 2013, Burra, Australia
2 Thüringer Gesetz zur Pflege und zum Schutz der Kulturdenkmale (Fassung vom 13.05.2026)
3 SUM MONUMENTUM (2021). Bauhistorische Untersuchung und Dokumentation des Wohnhauses
4 Vgl. Arbeitsmaterialien zur Denkmalpflege in Brandenburg (2005). Anforderungen an eine Dokumentation in der Gartendenkmalpflege. Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum



Abb. 5: Detailaufnahmen des Gartens, Verweise auf Vergangenes (erste Reihe) und aktueller schadhafter Zustand (zweite Reihe)

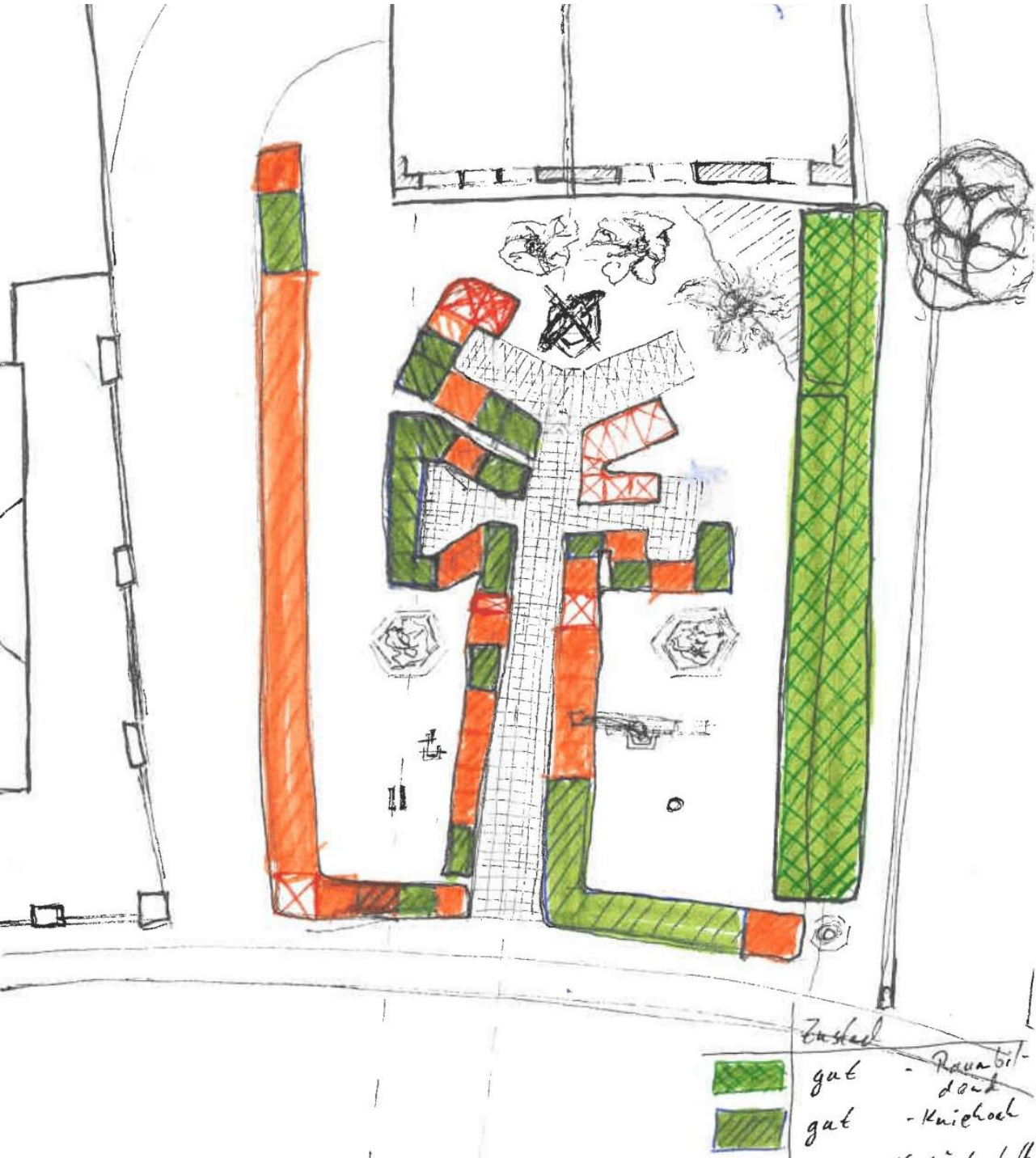


Abb. 6: Lageplan-Skizze zum aktuellen Zustand des Gartens, Juli 2026

„Die Wahrnehmung“

Wie unterschiedlich der heutige Zustand des Gartens wahrgenommen wird, zeigt sich im Vergleich der drei Perspektiven – Dorfbewohner: innen, Studierende und des Vereins Haus Döschnitz e.V..

Eine Umfrage unter Studierenden zeichnet ein deutlich kritisches Bild: Begriffe wie „karg“, „lieblos“ oder „tostlos“. Der Garten wird über die Zeit des Workshops im Juni hinweg aktiv gemieden, der Bezug bleibt entsprechend gering. Als Hauptgrund gilt durchgängig die Heckenstruktur, die den Garten in zu kleine, zu stark einsehbare Teilflächen trennt, ohne eine zusammenhängende, nutzbare Fläche zu bieten.

Auch unter den Dorfbewohner: innen wird der heutige Pflegezustand kritisch gesehen. Im Kontrast zur lebendigen Erinnerung steht ein Garten, der zunehmend als vernachlässigt und „nicht mehr das, was er mal war“ wahrgenommen wird. Ein „ordentliches Bild“ gilt im Dorf seit jeher als wichtig; der gegenwärtige Zustand wird dieser Erwartung aus Sicht vieler nicht gerecht.

Innerhalb des Vereins Haus Döschnitz e.V., der für die Pflege verantwortlich ist, fällt die Wahrnehmung gespalten aus. Geprägt ist sie von einem kürzlich erfolgten, radikalen Heckenrückschnitt. Während ein Teil stark gekürzt wurde, blieb ein anderer Teil deutlich höher stehen, was als unausgewogen oder „zerrupft“ beschrieben wird. Mehrfach wird dabei benannt, dass der Denkmalstatus von Haus und Garten im Bewusstsein vieler Vereinsmitglieder nicht stark verankert sei. Der Rückschnitt gilt als Beispiel dafür, dass pragmatische Pflegeleichtigkeit denkmalpflegerische Abwägungen überlagert hat. Gleichzeitig wird dem Garten eine wichtige Funktion als Ort der Begegnung zugeschrieben. Gerade die Pflegearbeiten selbst führen regelmäßig zu informellen Gesprächen mit Dorfbewohner: innen. So unterschiedlich die drei Blicke ausfallen, sie treffen sich in der Diagnose, dass der gegenwärtige Pflegezustand, nicht die historische Struktur selbst, das eigentliche Problem ist.

„Das Weiterbauen“

Aus allen drei Perspektiven lassen sich, bei aller Unterschiedlichkeit, konkrete Wünsche zur Weiterentwicklung ableiten.

Unter den Studierenden zeigt sich trotz aller Kritik ausdrücklich Zuspruch zum Potenzial des Ortes. Mehr Aufenthaltsqualität durch Bänke und zusammenhängende Flächen, mehr Pflanzenvielfalt bis hin zu einer Blumenwiese, vereinzelt auch die Idee einer Umgestaltung zu einer Art Dorfplatz. Zur Hecke selbst gehen die Meinungen auseinander, Nachwachsen lassen und Rückkehr zur historischen Anordnung versus Auflockerung oder punktuelle Entnahme.

Auch viele Dorfbewohner: innen wünschen sich, dass der Garten wieder stärker zum gelebten Treffpunkt wird, wie sie ihn aus eigener Erinnerung kennen. Mit Bänken, mehr Aufenthaltsmöglichkeiten und einem gepflegteren Gesamtbild, das dem historischen Charakter wieder gerechter wird.

Die Wünsche innerhalb des Vereins gehen darüber hinaus in Richtung einer fachlich begleiteten Neukonzeption, die Oberflächen, Nutzungen, Vegetation und Geschichte des Ortes gemeinsam denkt, statt punktueller Einzelmaßnahmen. Eine Weiterentwicklung solle dabei selektiv und behutsam erfolgen, etwa durch teilweise Entnahme von Heckenabschnitten unter Erhalt des Gesamtzusammenhangs und nicht durch vollständigen Rückbau oder künstlich wirkende Gestaltungselemente. Auch die kommunikative Funktion des Gartens als Begegnungsort zwischen Verein und Dorfgemeinschaft soll dabei gestärkt werden.

Trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte zeigt sich damit ein gemeinsamer Nenner: Hecken, Sonnenuhr und die heute fehlenden Bänke gelten über alle drei Perspektiven hinweg als prägende, erhaltenswerte Elemente. Ebenso eint sie der Wunsch nach mehr Aufenthaltsqualität und sozialer Nutzbarkeit.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Nija Linke
Abb. 2: Ute und Theo Wurmb
Abb. 3: Jürgen Tatarin
Abb. 4: Historische Postkarte, Autor*in unbekannt
Abb. 5: Lena Mehrens, Peer Borchardt
Abb. 6: Lena Mehrens, Peer Borchardt

Echtzeit-Bauteilinventarisierung

Ein Test im ländlichen Raum

*Lukas Fritzsche
Rolf Starke
Ilija Vukorep*



Abb. 1: Vor-Ort-Test des tragbaren Prototyps zur Bauteilerfassung und -inventarisierung im Haus Döschnitz.

Die Transformation des Bausektors hin zu mehr Kreislaufgerechtigkeit ist essenziell, um den hohen Materialbedarf und die damit verbundenen Emissionen der Gebäudewirtschaft zu reduzieren.¹ Gerade der Gebäudebestand spielt dabei eine Schlüsselrolle: Als großes Materiallager mit hohen Anteilen gespeicherter grauer Emissionen bietet er enormes Potenzial für Urban Mining, der Rückgewinnung von Baustoffen.² Der folgende Beitrag weitet den Begriff des Urban Mining auf den ländlichen Raum aus (Stichwort: „Rural Mining“), wo insbesondere leerstehende und von Abriss bedrohte Fachwerkbauten eine wertvolle Ressource darstellen könnten.

Hintergrund

Damit sich zirkuläre Praktiken in der Breite durchsetzen können, braucht es verlässliche und möglichst umfassende Informationen zu den verbauten Materialien und Bauteilen. Je breiter und präziser diese Datenlage ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, geeignete Bauteile für eine spätere Wiederverwendung zu identifizieren. Insbesondere bei Gebäuden, die vor der breiten Verfügbarkeit digitaler und vernetzter Werkzeuge geplant und errichtet wurden, sind entsprechende Informationen jedoch häufig lückenhaft: Baupläne sind verloren gegangen, und ursprüngliche Bauherren, Bauherren oder Auftragnehmer können nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten keine Auskunft mehr geben. Diese Gebäude müssen daher vor Rück- oder Umbaumaßnahmen begutachtet werden; weiter nutzbare Materialien und Bauteile werden bislang meist händisch erfasst und dokumentiert. Um diesen Vorgang zu unterstützen, effizienter zu gestalten und eine breitere Anwendung zu ermöglichen, bieten sich digitale Technologien an.

Das tragbare Inventarisierungssystem

Im Projekt Echtzeit Bauteilinventarisierung des Fachgebiets Digitale Entwurfsmethoden an der BTU Cottbus-Senftenberg (Laufzeit 2024 - 2027)* steht die Entwicklung eines tragbaren Systems zur KI-basierten Bauteilidentifizierung und -inventarisierung bei Vor-Ort-Begehungen im Vordergrund. Anders als bei etablierten Ansätzen wie terrestrischen Laserscans oder Photogrammetrie liegt der Schwerpunkt nicht auf der Erzeugung detailgenauer Punktwolken, sondern auf der unmittelbaren Erstellung einer digitalen Inventarliste.

Konkret nutzt das System eine Stereo-Kamera und Beschleunigungssensoren um Bauteile zu erfassen und zu klassifizieren. Durch Sensorfusion kann während einer Vor-Ort-Begehung ohne Vorwissen über das Gebäude ein internes räumliches Modell erstellt und die aktuelle Position des Geräts laufend bestimmt werden. Machine-Learning-Modelle prüfen das aufgenommene Bildmaterial kontinuierlich auf definierte Bauteilklassen. Erkannte Bauteile werden mithilfe von Tiefeninformationen im dreidimensionalen Raum verortet und in einem digitalen, räumlichen Inventar gespeichert. Auf diese Weise lassen sich einzelne Bauteilinstanzen eindeutig identifizieren und zählen, während Mehrfachzählungen vermieden werden. Die Verarbeitung der Daten erfolgt lokal auf dem Gerät und ermöglicht damit eine flexible, netzunabhängige und datenschutzkonforme Anwendung.

Die grafische Oberfläche des Systems unterstützt die Nutzerinnen und Nutzer bei der Erfassung und zeigt erkannte Objekte als Overlay im Kamerabild an. Zusätzlich werden bereits erkannte Bauteile an ihrer jeweiligen Position in einer

- 1 Vgl. Kommission Nachhaltiges Bauen am Umweltbundesamt (KNBau) (Hrsg.) (2024): Transformation zu einer zirkulären Bauwirtschaft als Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt. Online verfügbar unter: <https://www.umweltbundesamt.de/publikationen/transformation-zu-einer-zirkulaeren-bauwirtschaft> (Zugriff: 07.07.2026)
Vgl. Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU) (2025): Klima- und ressourcenschonendes Bauen: Der Gebäudesektor als Schlüssel für Klimaschutz und Kreislaufwirtschaft. In: Jahresbericht 2025 der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. Osnabrück: DBU. Online verfügbar unter: <https://www.dbu.de/jahresbericht/jahr-2025/klima-und-ressourcenschonendes-bauen/> (Zugriff: 07.07.2026)
- 2 Vgl. Umweltbundesamt (Hrsg.) (2017): Urban Mining – Ressourcenschonung im Anthropozän. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt. (Online verfügbar unter: <https://www.umweltbundesamt.de/publikationen/urban-mining-ressourcenschonung-im-anthropozan>, Zugriff: 07.07.2026)

Grundrissvisualisierung des erfassten Raums dargestellt. Eine Inventarliste führt die identifizierten Bauteilinstanzen nach Kategorien geordnet auf.

Bildbasierte Erkennung von Bauteilen

Ein wichtiger Bestandteil des Systems sind die bildbasierten Erkennungsmodelle. Unterstützt werden unter anderem Öffnungselemente wie Fenster, Türen und Fensterbänke, Ausstattungselemente wie Tische, Stühle und Lampen sowie Sanitärgegenstände. Im Rahmen des Forschungsprojekts werden verschiedene Modellklassen mit unterschiedlichen Voraussetzungen untersucht.

Sogenannte *Closed-Set-Modelle* müssen mit großen Mengen an Bilddaten pro unterstützter Bauteilart trainiert werden. *Open-Vocabulary-Modelle* bauen hingegen auf den Fortschritten großer Sprachmodelle der letzten Jahre auf und können ohne spezifisches Training eine große Anzahl unterschiedlicher Objektarten erkennen, sofern diese natürlichsprachlich als Prompts formuliert werden. Die Erkennungsgenauigkeit hängt allerdings stark vom untersuchten Gebäude ab, insbesondere von dessen Typologie, Bauepoche und Erhaltungszustand.

Haus Döschnitz als Testfeld

Nach einer einjährigen Entwicklungsphase befindet sich das Forschungsprojekt derzeit in einer Test- und Evaluierungsphase. Dabei wird untersucht, inwieweit die entwickelte Methode die Anforderungen an Echtzeitfähigkeit, Nutzerfreundlichkeit und Genauigkeit erfüllt. Nach umfangreichen Testreihen in Wohn- und Verwaltungsgebäuden aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ermöglicht das Haus Döschnitz eine Evaluierung in einer wesentlich früheren Bauepoche und traditionellen Fachwerkbauweise. Hier gilt es zu prüfen, mit welcher Genauigkeit die entwickelten Modelle spezifische Elemente wie Fenster, Balken oder Türen erkennen.

Im Rahmen einer Vor-Ort-Begehung wurden Aufnahmen aller Räume erstellt. Anhand dieser Aufnahmen werden nachträglich verschiedene Versionen des Systems getestet und miteinander verglichen. Dabei wird sowohl die Übertragbarkeit bestehender Bauteilklassen auf die im Haus Döschnitz vorhandenen Elemente geprüft – etwa allgemeine Fenstermodelle auf historische Holzfenster – als auch die Erkennung neuer, spezifisch angepasster Bauteilklassen, beispielsweise Sparren im Dachstuhl.



Abb. 3: Visualisierung der Ergebnisse eines Objekterkennungsmodells auf einer orthografischen Wanddarstellung der Wand im Gemeinschaftsraum von Haus Döschnitz. Erkant werden neben Türen und Elektronikbauteile auch Teile der Primärkonstruktion.

Ausblick

In der aktuellen, bis Mitte 2026 laufenden Projektphase steht die Grundlagenforschung im Mittelpunkt. Ziel ist es, eine neue Methode zur Bauteilinventarisierung vor Ort zu entwickeln und zu evaluieren. Nachdem erste Ergebnisse das Potenzial der Methode bestätigen, ist ab Herbst 2026 eine zweieinhalbjährige zweite Projektphase geplant. Forschungsgegenstand dieser zweiten Phase ist neben der technischen Weiterentwicklung und Validierung des Systems insbesondere die Ausrichtung der Methodik auf den Einsatz im Rahmen sogenannter *Pre-Deconstruction Audits*. Neben der reinen Erfassung und Inventarisierung von Bauteilen soll untersucht werden, inwieweit weitere wiederverwendungsrelevante Eigenschaften wie Zustand, Materialität oder Demontierbarkeit erfasst werden können. Außerdem soll geprüft werden, wie digital erstellte Inventare ohne Datenbruch an Bauteilbörsen übermittelt werden können.

Die vorläufige Auswertung der Aufnahmen aus dem Haus Döschnitz zeigt das Potenzial der entwickelten Methode für Anwendungen im ländlichen Raum. Insbesondere einzelne Bauteile wie Holzbalken, Fenster und Treppenstufen konnten zuverlässig erkannt und räumlich erfasst werden. In zukünftigen Tests gilt es zu prüfen, inwieweit sich die Methode auch auf flächig verbaute Materialien wie Lehm oder Ziegel übertragen lässt und welche Anpassungen für unterschiedliche ländliche Gebäudetypologien erforderlich sind.

Insgesamt deutet sich an, dass das System einen wichtigen Beitrag zur Etablierung von „Rural Mining“ leisten kann. Gerade in Regionen mit zahlreichen leerstehenden und vom Abriss bedrohten Fachwerkgebäuden bietet die einfache, KI-gestützte Inventarisierung die Möglichkeit, wiederverwendbare Bauteile mit vergleichsweise geringem Aufwand zu erfassen und vor einer rein stofflichen Verwertung oder Zerstörung zu bewahren. Dies gilt insbesondere für



- 3 Vgl. Schmid, Volker; Wolff, Kerstin; Roswag-Klinge, Eike; Bonhage, Jonas; Gülay, Hakan; Müller, Jonas; Jansen, Sina; Technische Universität Berlin (2024): Neubau des Museums-Pavillons der TU Berlin als Reallabor-Bauen. Abschlussbericht über ein Forschungsprojekt, gefördert unter dem Az: 38392/01 von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. Berlin: Technische Universität Berlin. Online verfügbar unter: https://opac.dbu.de/ab/DBU-Abschlussbericht-AZ-38392_01-Hauptbericht.pdf (Zugriff: 08.07.2026)
- 4 Vgl. Wieckhorst, Thomas (2021): Historische Baustoffe wiederverwenden! In: bauhandwerk, Ausgabe 7–8/2021. Gütersloh: Bauverlag BV. Online verfügbar unter: https://www.bauhandwerk.de/artikel/bhw_Historische_Baustoffe_wiederverwenden_3663624.html (Zugriff: 08.07.2026)

*EBI: Forschungsprojekt des Fachgebiets Digitale Entwurfsmethoden an der BTU Cottbus-Senftenberg in Kooperation mit Tamarama Technologies im Rahmen von Zukunft Bau. Projektbeteiligte: Ilija Vukorep, Benjamin Felbrich, Lukas Fritzsche, Rolf Starke Das Projekt wurde gefördert vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Auftrag des Bundesministeriums für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen aus Mitteln der Zukunft Bau Forschungsförderung.

Abb. 2: Prototyp des tragbaren Geräts und der grafischen Nutzeroberfläche des Systems.

Holzbauteile, deren Wiederverwendung in aktuellen Referenzprojekten bereits erprobt wird; so untersucht der Museums-Pavillon der TU Berlin als Reallabor unter anderem den Einsatz von Altholz in tragender Funktion und rückbaubare Verbindungen im Holztragwerk. Abgesehen von der Wiederverwendung von Bauteilen, hat KI-gestützte Bauteilerkennung jedoch ebenso großes Potenzial für den langfristigen Erhalt historischer Bausubstanz, beispielsweise in der digitalen Dokumentation von Bestandsbauten als Grundlage denkmalpflegerischer Planung. Bei regelmäßiger Anwendung könnte KI-gestützte Bauteilerkennung dabei helfen, Zustandsänderungen sichtbar zu machen, und einen Beitrag zum kontinuierlichen Monitoring des Erhaltungszustands zu leisten.

Schadens Erfassung und -kartierung

Jede denkmalgerechte Instandsetzung beginnt mit dem genauen Hinsehen

Stefanie Isabel Ebner
Caroline Rauhöft

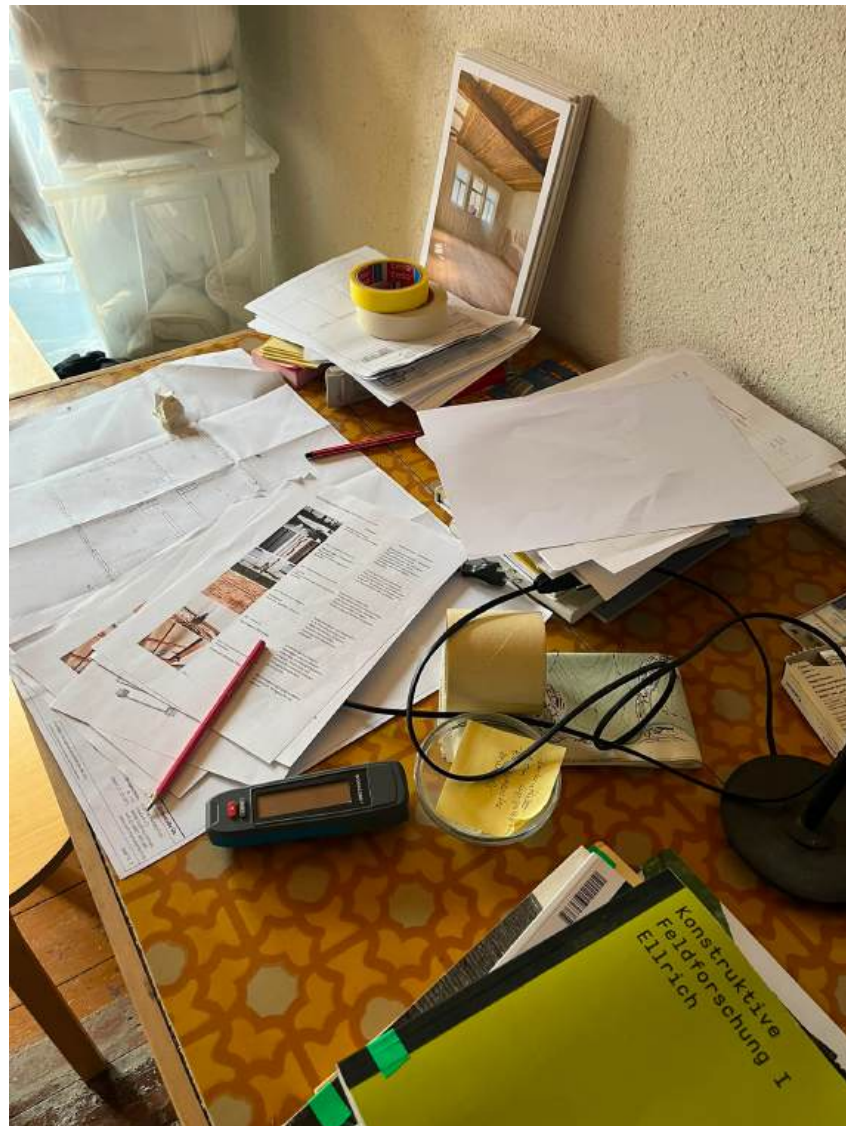


Abb. 1: Dokumentation der Bestandsaufnahme als Grundlage für die Erfassung und Bewertung von Schadensbildern

Vorbereitung der Schadensdokumentation

Als Grundlage für eine professionelle Schadensdokumentation an einem Baudenkmal, wie dem Fachwerkhaus Böttner („Haus Döschnitz“), gilt eine umfassende Bestandsaufnahme¹. Hierzu zählen, neben einem verformungsgerechten Aufmaß als Plangrundlage, eine historische Bestandsuntersuchung mit Baualterskartierung, sowie mindestens ein Gutachten zu den Holzbauteilen, welches nach Bauteilöffnungen kontinuierlich fortgeführt wird. Das verformungsgerechte Aufmaß erfolgt anhand von Genauigkeitsstufen und wird in der Regel durch die Untere Denkmalbehörde vorgegeben. Leitfäden zu restauratorischen Untersuchungen werden durch die Landesdenkmalämter herausgegeben und unterscheiden sich inhaltlich kaum. Die Genauigkeitsstufe III ist hierbei die gängigste Form, da sie in einem Maßstab von 1:50 eine ausreichend genaue Grundlage bildet.

Die Baualterskartierung liefert in Verbindung mit dem Bericht zur bauhistorischen Untersuchung zusätzliche Anhaltspunkte über mögliche Schadensursachen. Diese können etwa in bauzeitlichen und späteren Nutzungen begründet sein, die zu erhöhtem Feuchteintrag geführt haben könnten, oder in späteren Um- und Anbauten, bei denen unterschiedliche Setzungen zu Rissbildungen geführt haben. Das Landesdenkmalamt Berlin stellt an die Schadens Erfassung, im Leitfaden zur Erstellung von Dokumentationen in der Restaurierung, folgende Anforderungen:

„Alle umwelt- oder anthropogen bedingten, erhaltungsrelevanten Veränderungen am Objekt sind zu erfassen und zu dokumentieren. Die vorhandenen Phänomene und Schäden werden einzeln benannt, beschrieben, fotografisch dokumentiert und entsprechend ihrer Häufigkeit oder Ausdehnung quantifiziert. In Abhängigkeit vom Umfang einer Maßnahme ist ein Schadbildkatalog zu erstellen (Bsp. s. Anlage Formblätter) mit eindeutiger Bezeichnung der Phänomene als Glossar für die im Text verwendeten Begriffe und ggf. auch mit Bezug auf die Kartierungslegende. Um die Schadensursache und das vorhandene Schadenspotenzial konkret zu beurteilen, kann es notwendig werden, bautechnische Gutachten zu erstellen oder die Substanz naturwissenschaftlich untersuchen zu lassen.“²

Auf dieser Grundlage wurde das Raumbuch zur Schadensdokumentation am Haus Döschnitz erstellt. Neben der fotografischen Dokumentation dient die zeichnerische Dokumentation einzelner Schäden dazu, diese eingehend zu untersuchen und im Idealfall nähere Erkenntnisse über Ursachen und Konstruktion zu gewinnen. Die Lage des Schadens ist im Zeichnungsfeld (Grundriss oder Fassade) zu verorten, weiterhin sind Vorschläge zum Schadensbehebung zu unterbreiten.

- 1 Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege, 2002/2006, Anforderung an die Bestandsdokumentation in der Baudenkmalpflege
- 2 Landesdenkmalamt Berlin, 2011, Leitfaden Restauratorische Untersuchung, Leitfaden zur Erstellung Von Dokumentationen in der Restaurierung

RAUMBUCH zur Erfassung von SchädenHaus Dörschnitz, Ortsstraße 9a, 07429 Dörschnitz (Gemeinde Schwarzatal)

Blatt Nr. **105**Bearbeiter: **NEHA + JANUES**Datum: **04.06.26**

Raum: **003/002/000**Bauteil: **AW west**Lage: **ZWR. 0.0.10.11**W

Bezeichnung: **Balkenköpfe**

Bauweise/ Konstruktion: **FW außen**

Material: **Vollholz Kiefer**

Besondere Merkmale: **Balken Kopfverzierung, Holzt- kleingesundes Holz**

Skizze

Foto

STIEL

REHM

FÜLL- HOLZ

RAHM

STIEL

Art des Schadens	Umfang	Untersuchungsmethode	Ursache
Ausbrüche am Überstand d. Balkenköpfe Außenfassade west	8/15 Balkenköpfen verdächtig; Materialverlust großflächig am Aufgänger + z.T. Feuchteschaden am Rahm	Sichtmethode; Feuchtigkeitsprüfung mit Hand;	Hirn holz an Tropf- laufe durch Witterung beschädigt + fehlender Holzstück
Schadensbehebung	Tropfhaute wieder herstellen + Feuchteschaden an dem Rahmen beheben / generell muss vermieden werden das Feuchteschaden in die Konstruktion rein sehen		

Abb. 2: Ausgefüllte Schadenskartierung

Dokumentation vor Ort

Im Zuge der Workshopwoche wurde die Dokumentation im Haus Böttner in täglich wechselnden Gruppen durchgeführt. Die vorbereiteten Schadenskartierungsblätter jeweils von einer Gruppe ausgefüllt (Abb.2). Ziel war die Erfassung des baulichen Zustands als Grundlage für weitere Sanierungs- und Instandsetzungsmaßnahmen. Als Orientierungshilfe standen eine Ausfüllhilfe zur Schadenskartierung sowie eine Tabelle der häufigsten Schadensbilder an Fachwerkhäusern zur Verfügung (Abb.3). Ein Sofortdrucker ermöglichte es, Fotos der Schäden direkt auszudrucken und auf die Kartierungsunterlagen zu kleben.

Methoden der Schadensaufnahme waren einerseits die Inaugenscheinnahme, die zeichnerische sowie photographische Dokumentation der betroffenen Bauteile (Abb.4). Ergänzend kamen Messgeräten zum Einsatz, wie ein Feuchtemessgerät mit Infrarot-Thermometer. Dieses Messgerät nutzt das Messspitzen Widerstandsprinzip: Metallnadeln werden in das Material (z. B. Holz) gedrückt und das Gerät misst die elektrische Leitfähigkeit. Da Wasser Strom leitet, gilt: Je mehr Wasser im Material, desto besser fließt der Strom und desto höher der angezeigte Feuchtigkeitswert. Durch einheitlichen Arbeitshilfen und Kartierungsbögen wurde eine

systematische und vergleichbare Erfassung der Schadensbilder gewährleistet. So entsteht eine einheitliche Dokumentation als Grundlage für die spätere Auswertung der Schäden. Die Schadenskartierung bildet insbesondere im Kontext der Denkmalpflege eine wesentliche Grundlage, da Veränderungen am Gebäude nachvollziehbar dokumentiert, der historische Bestand gesichert und Sanierungsmaßnahmen abgestimmt werden müssen. Zudem dient die Schadenskartierung als Ausgangspunkt für die Planung einer denkmalgerechten und schonenden Instandsetzung und ist oft die Voraussetzung für die Beantragung von Fördermitteln.

Da die Ressource Zeit eine entscheidende Rolle spielt, ist diese Dokumentation als Beginn zu verstehen. Sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. In vier Tagen wurden bisher Schäden im ersten Obergeschoss (1. OG) sowie an zwei Fassaden aufgenommen (Abb.5), wobei auch diese einer Vervollständigung bedürfen. Das Erdgeschoss (EG) ist zu großen Teilen bereits saniert und umgenutzt, sodass dort weniger Schäden aufzunehmen waren. Das zweite Obergeschoss und der Dachboden wurden nicht dokumentiert, folglich bleiben Einordnungen und Auswertungen unvollständig und schmälern den Erkenntnisgewinn.

Abb. 4: Photographische Dokumentation der Schadensbilder

Verortung aufgenommener Schäden	
Datum: 03.06.26 - 06.06.26	Schadens Nummer (S. Nr.) W01-W05
Haus Dörschnitz Dörschnitz (Ldkr. Saalfeld-Rudolstadt), Ortsstraße 9a	
Bearbeiter: Kerstin Willenhaus Dr. Arch. Annette westliche Traufseite, M. 1:50 99848 Schörau (Hörsel) +49 (0) 36921 363 999 www.ssm-monumentum.de (Stand: 21.05.2021)	
Grundlage: Formgedruckte Bausaufnahme März 2021 Blatt Nr. 13	

Abb. 5: Schäden an der Fassade

Kategorie	Abbildung	Bezeichnung	Erkennungsmerkmal	Art d. Erkennung	Besonders betroffen	Häufige Ursachen
Physikalische Schäden		Feuchtigkeits-schäden	- Dunkle Flecken - Modriger Geruch - Salzausblühungen - Abplatzender Putz - Feuchtes Holz	- Sichtprüfung - Geruchsprüfung - Feuchteprüfung	- Sockelbereich - Nordfassade - Unter Fenstern - Balkenköpfe	- Defekte Dachrinne - Aufsteigende Feuchtigkeit - Schlagregen - Schlechte Belüftung
		Frostschäden	- Absprengender Putz - Risse im Gemach - Bröckelnde Steine - Lose Oberflächen	- Sichtprüfung - Abkopfpprüfung	- Wetterseiten - Sockelzone - Ungeschützte Gefache - Beschädigte Putzflächen	- Eindringendes Wasser - Frost-Tau - Durchfeuchtete Baustoffe
		Salzschäden	- Weiße kristalline Ausblühungen - Absandender oder abplatzender Putz - Feuchte und bröckelige Oberflächen - Verfärbungen (Sockelbereich)	- Sichtprüfung - Feuchteprüfung	- Sockelzone - Kellerbereiche - Außenwände mit Feuchtebelastung	- Aufsteigende Feuchtigkeit - Gelöste Salze aus Mauerwerk oder Boden - Langanhaltende Durchfeuchtung
Material-schäden		Putzschäden	- Risse - Hohlstellen - Abplatzenden - Lose Putzschichten	- Sichtprüfung - Abkopfpprobe	- Holz-Putz Übergänge - Wetterseite - Fensteranschlüsse	- Falscher Putz - Feuchtigkeit - Bewegung des Fachwerks - Alterung
		Schäden am Gefach	- Lockeres Füllmaterial - Risse im Lehm - Herausfallende Steine - Offene Fugen	- Sichtprüfung - Abkopfpprobe	- Außenfassade - Gebäudeecken - Unter Fenstern	- Bewegung des Fachwerks - Feuchtigkeit - Frost - Ungeeignete Reparaturen
		Holzrisse	- Längliche Trockenrisse - Offene Holzfasern - Aufreißende Balkenoberflächen	- Sichtprüfung - Tastprüfung	- Sonnen-exponierte Balken - Außenfassade - Ungeschützt Holzteile	- Austrocknung - Alterung - Spannungen im Holz - Witterung
		Fugenverlust	- Offene Anschlüsse - Herausgebrochener Mörtel - Zuglöst	- Sichtprüfung	- Holz-Gefach Übergänge - Fensteranschlüsse	- Alterung - Bewegung - Witterung
		Oberflächen-schäden am Holz	- Abwitterung - Faserausrisse - Rissbildung	- Sichtprüfung - Tastprüfung	- Außenseitige Balken - Wetterseite	- Witterung - Fehlender Holzschutz - UV-Strahlung

Abb. 3: Auszug vorbereiteter Arbeitshilfen

Stefanie Isabel Ebner, Caroline Rauhöft

51

Bewertung der Schadensbilder

Die Auswertung der Schadensdokumentation erfolgt unter einer Einteilung der festgestellten Schäden nach den Auswirkungen auf die Bausubstanz, dem Handlungsbedarf (Abb.6). Dabei wird zwischen oberflächlichen Schäden (kosmetisch), substanziellen Schäden (mittelfristig) und strukturellen Schäden (kritisch) unterschieden. Bei oberflächlichen Schäden, ist lediglich die äußere Schicht betroffen. Diese Mängel sind überwiegend optischer Natur, etwa leichte Verschmutzungen oder Ablagerungen. Substanzielle Schäden hingegen beeinträchtigen das betroffene Material selbst, wie etwa Risse im Holz, und erhöhen daher die Notwendigkeit von Reparaturmaßnahmen. Strukturelle Schäden stellen einen kritischen Zustand dar, da sie die Tragfähigkeit des Gebäudes gefährden und sofortige Maßnahmen erfordern, etwa bei beschädigten tragenden Bauteilen.

Diese gängige Einteilung wurde um eine weitere Kategorie „hochkritisch“ ergänzt. Sie ersetzt die zuvor genannte dritte Kategorie, da die Spanne zwischen einer notwendigen Instandsetzung „in zwei bis sechs Jahren“ und einem sofortigen Handlungsbedarf durch Gefährdung von Leib und Leben, zu groß ist. Die neu eingefügte Kategorie „kritisch“, deckt Schäden ab, deren Ausmaß nicht ohne weiteres abgeschätzt werden kann, obwohl sienbereits augenscheinlich fortgeschritten sind.

Das Haus Böttner befindet sich seit dem Wirken des eingetragenen Vereins Haus Döschnitz im Jahr 2020 in einem laufenden Sanierungsprozess. Hochkritische, also kritisch substanzielle Schäden wurden bereits behoben, um Folgeschäden zu vermeiden. Hierzu zählt etwa der Ersatz einer geschädigten Schwelle, deren Tragfähigkeit nicht mehr gegeben war, mit hohem konstruktivem Aufwand. Im aktuellen Sanierungsstand ist das Haus größtenteils nutzbar, da einige Räume bereits wieder hergerichtet wurden, sodass Sanierungsmaßnahmen im laufenden Betrieb durchgeführt werden können, wie im Rahmen der Workshopwoche.

Hochkritische Schäden sind vor allem im Bereich der Treppe zu verzeichnen. Teile des Handlaufes und des Treppengeländers sind abgängig und weisen Fehlstellen auf; dies stellt eine indirekte Gefahr für Leib und Leben gezählt dar, da die geforderten Anpralllasten sowie das verletzungsfreie Flüchten im Brandfalle nicht nachgewiesen werden können.

Gefahr für Leib und Leben, akute Einsturzgefahr, gravierende Schäden die kurzfristig zu weiteren massiven Schäden führen							-> HOCHKRITISCH			
fortschreitende Bauschäden, die die Bausubstanz gefährden und mittelfristig zu hochkritischen Schäden werden, Schäden mit unklarem Ausmaß							-> KRITISCH			
fortschreitende Schäden, die die Bausubstanz gefährden, jedoch nicht akut sind, Instandsetzung in den nächsten 2-6 Jahren							-> MITTELFRISTIG			
optische Mängel ohne Einfluss auf Tragwerk, Dichtigkeit, Verletzungsgefahr							-> KOSMETISCH			
FASSADEN			Bauteil Holzbauteile, Gefache, Putz, Stuck, Leisten, Geländer, Metallbauteile				Art des Schades, Ursache & Ausmaß Statik, Feuchte, Materialermüdung, biologischer Befall systemungetreue Sanierung/ Renovierung		Handlungsbedarf (Farbe)	
S. Nr.	R. Nr.	Richtung	Wand	Decke	Sockel	Ecke	Fenster	Tür		
W01	0.11 1.09	W		über EG Balkenkopf		Balkenkopf			Feuchtigkeitsschaden am Auflager, Tropfnut nicht mehr vorhanden	
W02	0.11 1.09	W	Riegel an Eckständer						2,6 cm Spalt zw. Riegel und Eckpfosten Füllhölzer sind abgängig	
W03	0.11	WNW				Holzsturz			40 cm Substanzverlust, mit Gips gefüllt Feuchteintrag	
W04	1.09	WNW	Füllholz (Futterholz)						unsaubere Einpassung eines Füllholzes in Lücke Fensterriegel und Stiel der Thüringer Leiter	
W05		WNW		über EG Balkenkopf					8 Stk. Balkenköpfe Substanzverlust durch Feuchtigkeit am Auflager, Verzierung/ Tropfnut fehlt	
S01	0.11	SSW					Fensterriegel Stiel		Loch am Fensterrahmen (vor. Behebung) hat zum Feuchteschaden gef. Übergang Stiel Fensterriegel	
S02	0.10	SSW				Holzschwelle			dauerhaft feuchtes Holz, fehlendner Kieselstreifen Weißfäule, Insektenschädigungen, 1,60 m länge	

Abb. 6: Auszug aus Klassifizierung der vorgefundenen Schäden nach Handlungsbedarf

Zu den vermehrt auftretenden Schadensbildern zählen Holzbalken, die in der Vergangenheit mit ungeeigneten, diffusionshemmenden Lackbeschichtungen versehen wurden, sowie offene Fugen an Holzbauteilen, die weiteren Feuchteintrag begünstigen. Durch den Anstrich wird der natürliche Feuchtigkeitsaustausch des Holzes beeinträchtigt, so dass eingeschränkte Feuchtigkeit nicht austreten kann. Dies steigert das Risiko von Folgeschäden wie etwa Holzfäule, Rissbildung oder einem Befall von holzzerstörenden Pilzen und Insekten. Langfristig kann dies zu substanziellen Schäden am Holz führen.

Ein typischer Schaden betrifft Traghölzer der Fußbodenkonstruktion im EG, die direkt im Dreck liegen. Der fehlende Unterbau einer kapillarbrechenden Schicht begünstigt die Durchfeuchtung der Traghölzer und schafft ideale Bedingungen für den Pilzwachstum. Die zusammenfassende Verortung der Schäden im 1. OG (Abb.7) im Zusammenspiel mit den Untersuchungen an der Fassade macht deutlich, dass ein umfänglicher Untersuchungsbedarf der Wetterseiten an der Fassade, sowie der angrenzenden Bauteilen dahinter befindlicher Räume besteht. Mehr als die Hälfte der Balkenköpfe der Westfassade weist Substanzverlust auf. Durch den primären Verlust der handwerklich gestalteten Tropfnut am Balkenkopf (Abb.8), kann das anfallende Regenwasser nicht mehr gezielt abgeleitet werden; es zieht sich über den Balken in das Konstruktionsinnere und wird auch nicht von der Fassade ferngehalten. Die Balkenköpfe sind morsch, bis teilweise bereits völlig ausgehöhlt (Abb.9). Am Südgiebel ist ein Teilstück der Schwelle dauerhaft durchfeuchtet (Abb.10). Schwellensanierung ist im Vergleich zu anderen Maßnahmen aufwendig, daher sollte hier eine Ursachenreduktion erfolgen.

Der Abstand der Schwelle zum Boden ist durch die Geländeführung nicht ausreichend; die Schwelle liegt im Spritzwasserbereich. Eine Anpassung des Geländes inklusive Ergänzung eines Kieselstreifens sind Maßnahmen, die die Feuchtebelastung mindern. Um weitere Schäden zu detektieren, die sich unter nicht sachgemäßen Renovierungsmaßnahmen der 1990er und 2000er Jahre verbergen können, sind umfängliche Rückbaumaßnahmen und Bauteilöffnungen notwendig.

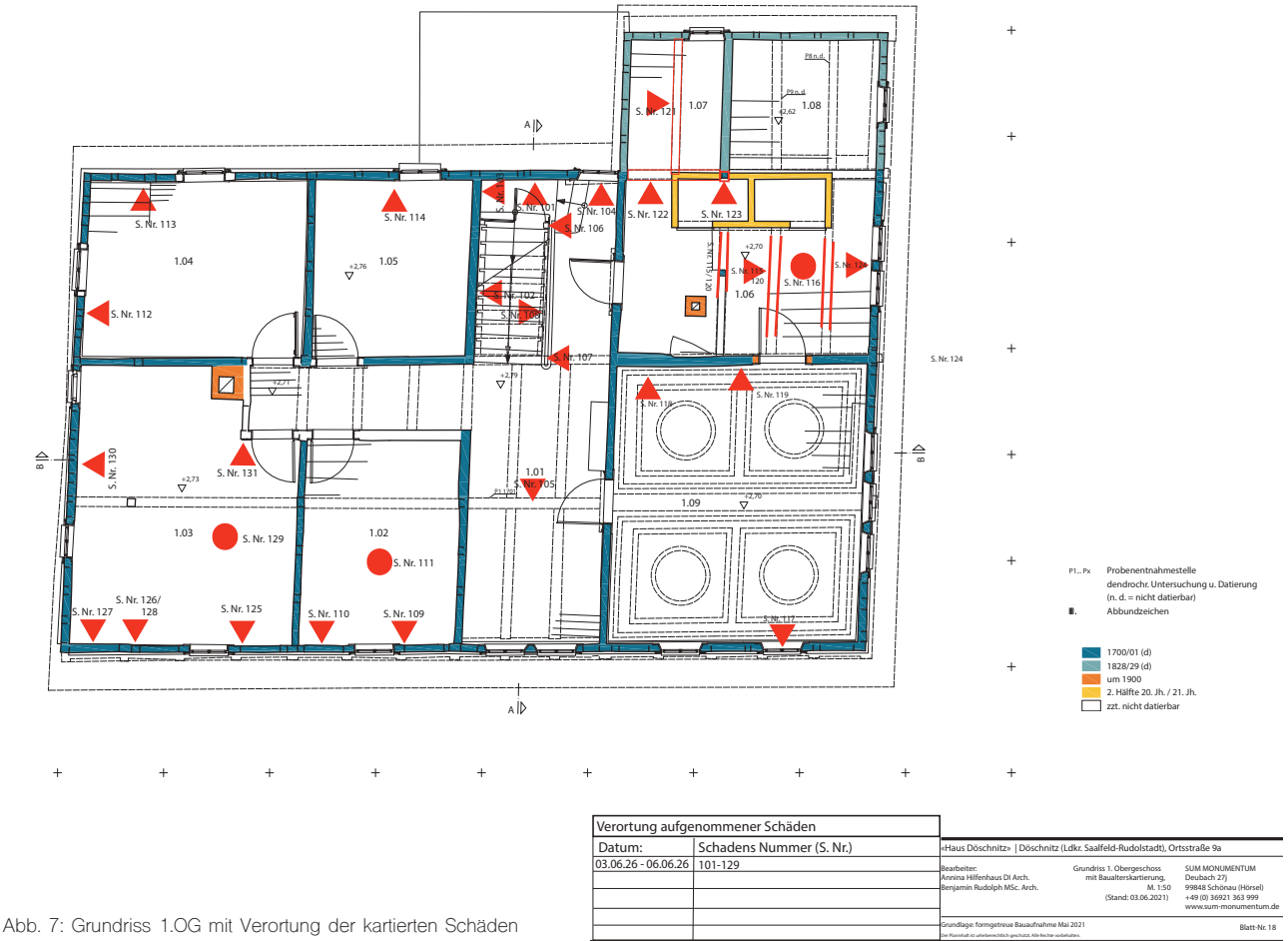


Abb. 7: Grundriss 1.OG mit Verortung der kartierten Schäden



Abb. 8: Handwerklich gestaltete Tropf Nut am Balkenkopf



Abb. 9: Morscher ausgehöhlter Balkenkopf

Handlungsempfehlungen

Aufgrund des Denkmalstatus des Hauses Böttner, inklusive des Vorgartens müssen alle zukünftigen Instandsetzungsmaßnahmen unter Berücksichtigung denkmalpflegerischer Grundsätze erfolgen. Es gilt das Prinzip minimaler Intervention, sprich “so viel wie nötig, so wenig wie möglich”, nach dem die historische Bausubstanz erhalten und Eingriffe auf das Notwendige beschränkt werden sollen. Schäden sollten daher, wenn möglich durch die Erhaltung und Reparatur der vorhandenen Bausubstanz behoben werden, bevor ein Austausch von Bauteilen in Betracht gezogen wird. Alle Maßnahmen sollten möglichst nachvollziehbar dokumentiert werden; vorzugsweise schonend, reversibel ausgeführt werden. Im Vordergrund steht die Bewahrung des historischen Erscheinungsbildes, das mit der gewünschten Nutzung in Einklang zu bringen ist. Bezüglich der Materialität gilt der Grundsatz, Bauteile weitestgehend materialgleich oder zumindest materialverträglich zu ergänzen. Optimal ist die Verwendung diffusionsoffener und traditioneller Baustoffe. Im Mittelpunkt der Materialwahl sollte insbesondere die Dauerhaftigkeit und Verträglichkeit mit dem ursprünglichen Material stehen. Eine raumweise Sanierung ist gut vorstellbar; die zeitgleiche Umsetzung weiterer Sanierungsmaßnahmen innerhalb eines Raumes bei sinnvoller Bündelung ist ratsam, um den organisatorischen Aufwand so gering wie möglich zu halten. Im Folgenden werden auf Grundlage der durchgeführten Schadenskartierung ausgewählte Schadensbilder vorgestellt und mögliche Maßnahmen einer Instandsetzung nach denkmalpflegerischen Grundsätzen aufgezeigt (Abb.11).

SCHADENSBILD	URSACHE	MASSNAHME
Lackierter Holzbalken	Diffusionshemmender Anstrich	Entfernung des Lacks, Holz falls erforderlich trocknen lassen diffusionsoffenes Holzöl verwenden
Morsche Balkenköpfe Westfassade	Feuchtigkeit, Wetterseite	Beseitigung der Feuchtigkeitsursache, Balkenkopfsanierung/ Austausch
Durchfeuchtete Schwelle Südfassade	Unzureichender Abstand zum Boden, Spritzwasser	Spritzschutz herstellen; Gelände modellieren, Kieselstreifen ergänzen
Fachwerk Insektenbefall	Durch die innenseitige Bekleidung mit Holzbrettern ist keine Kontrolle auf Insekten möglich, Verkleidung weist Insektenbefall auf	Verkleidung entfernen, weiter Holzgutachterlicher Untersuchungen auf aktive Insekten veranlassen
Offenen Fugen im Gefach	Alterserscheinung, Trocknung, Setzungen	Offene Fugen beseitigen, Ausfachung wieder im Verbund mit Tragwerk Fachgerecht herstellen

Abb. 11: Häufigste Schäden am Haus Böttner



Abb. 10: Ansicht Südfassade

Quellenverzeichnis

Landesdenkmalamt Berlin, 2011, Leitfaden Restauratorische Untersuchung, Leitfaden zur Erstellung Von Dokumentationen in der Restaurierung

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege, 2002/2006, Anforderung an die Bestandsdokumentation in der Baudenkmalpflege

LVR- Amt für Denkmalpflege im Rheinland, 2018, Gebäude aus Fachwerk

Hähnel, E. (2007). Fachwerk Instandsetzung Arbeitsschritte Details Anregungen (2.Auflage). Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart.

Thomas, H. (2004). Denkmalpflege für Architekten und Ingenieure: Vom Grundwissen zur Gesamtleitung (2.Auflage). Verlagsgesellschaft Rudolf Müller GmbH & Co. KG, Köln.

Zapke, W. (2024). Fachwerkgebäude Planung und Durchführung von Sanierungsarbeiten (1.Auflage). Carls Hanser Verlag GmbH & Co.KG, München.

Abbildungsverzeichnis

Abb.1: Caroline Rauhöft

Abb. 2, 3, 4, 6, 11: Caroline Rauhöft, Stefanie Ebner

Abb. 5, 7, 10: Sum Monumentum, überarbeitet von Caroline Rauhöft

Abb. 8, 9: Jannes Neuner

Die Geschosstreppe von 1829

Historische Einordnung und Schadensbilder

Magdalena Amberger



Abb. 1

An historischen Treppen lassen sich häufig Rückschlüsse auf die Bauzeit sowie die handwerkliche Ausführung und die ursprüngliche Nutzung eines Gebäudes ziehen. Typisch für Wohn- und Geschäftshäuser des 18. Jahrhunderts waren Wangentreppen aus Holz. Sie zeichneten sich durch breite Treppenläufe aus und wurden oftmals durch zusätzliche Nebentreppen zum Dachboden ergänzt. In Handwerkhäusern kamen überwiegend einfache Treppen mit Zwischenpodesten zum Einsatz, während in wohlhabenderen Häusern auch abgewinkelte Treppen mit Zwischenpodesten errichtet wurden, um den vorhandenen Raum effizienter zu nutzen. Die Wangentreppen wurden häufig aus Eiche, Buche oder Kiefer gefertigt. Ihre Konstruktion erfolgte mit traditionellen Holzverbindungen und Holznägeln. Die meist profilierten Handläufe waren über Zapfenverbindungen mit den Geländerpfosten verbunden und zeugen von einer aufwendigen handwerklichen Einzelanfertigung. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden viele Treppen modernisiert: Farbfassungen wurden verändert, Geländer erneuert und gedrechselte Geländerstäbe zunehmend industriell gefertigt.

Die Treppe im Haus Döschnitz wurde laut bauhistorischer Untersuchung im Rahmen von Modernisierungs- und Umbaumaßnahmen im Jahr 1829 eingebaut. Auch an ihr lassen sich die Veränderungen und Anpassungen verschiedener Zeitabschnitte ablesen. Die Treppe verfügt über ein Zwischenpodest, von dem aus ein Zwischengeschoss mit Sanitäranlagen sowie der Hinterausgang des Hauses erschlossen wird. In diesem Bereich sind Lackabplatzungen besonders entlang der Wände gut sichtbar.

Die Zapfenverbindungen zwischen Handlauf und Geländerpfosten sind beschädigt oder liegen frei, da die Geländerpfosten große Fehlstellen in diesem Bereich aufweisen. Dementsprechend müssen diese erneuert und neu eingepasst werden. Vermutlich wurde die Treppe aus Kiefernholz gefertigt. Aufgrund der über die Jahre aufgetragenen dicken Lackschicht lässt sich die Holzart jedoch derzeit nicht eindeutig bestimmen.

Die Geländerstäbe wurden profiliert und gedrechselt. Sie sind sowohl in die Sohle als auch in den Handlauf eingelassen und tragen zum historischen Erscheinungsbild der Treppe bei. Bis auf vereinzelte Lackabplatzungen oder kleine Macken scheinen diese sehr gut erhalten und sitzen fest in Sohle und Handlauf.

Der untere Treppenpfosten wurde vermutlich im Zuge einer Reparaturmaßnahme mit einem Stahlwinkel fixiert. Auch mit dieser Sicherung steht der Pfosten nach langjähriger Beanspruchung in Schräglage.

Außerdem besonders gut sichtbar wird die intensive Nutzung der Treppe an den stark abgetretenen Treppenstufen.

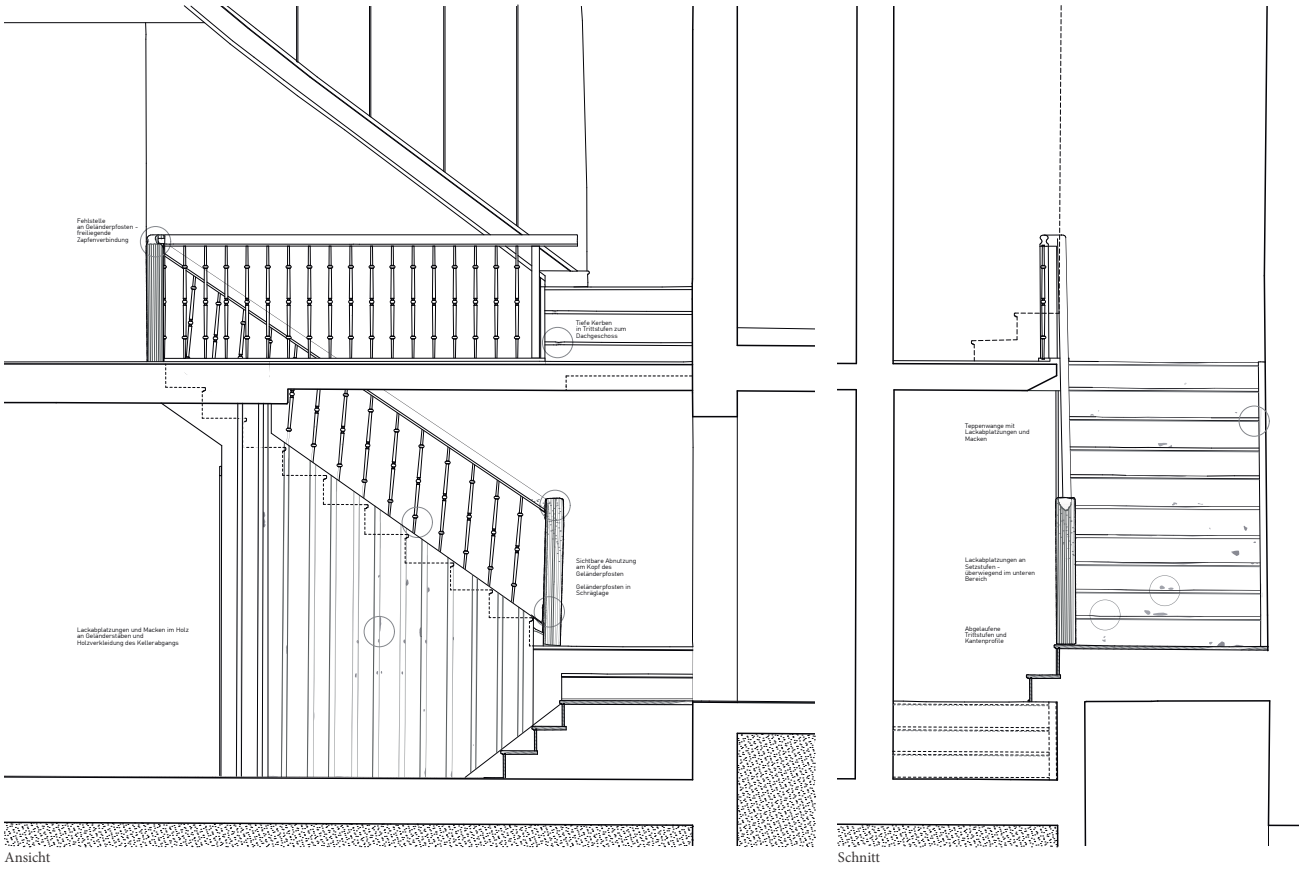


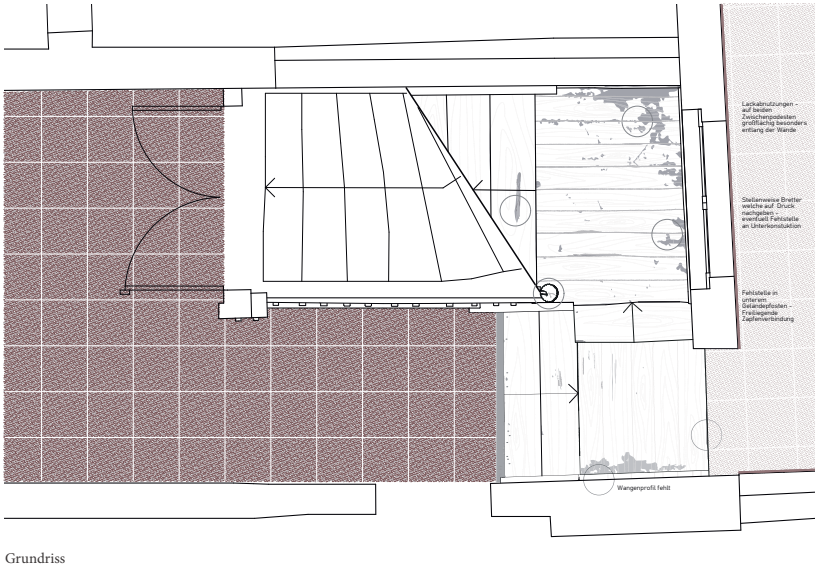
Abb. 8



Abb. 9



Abb. 2-7



Grundriss

Erhalten durch Reparieren

Ein Bildlexikon

Thea Isfort
Neda Rangelova

Der Erhalt von Bausubstanz gewinnt angesichts von Klimawandel und der Ressourcenknappheit zunehmend an Bedeutung. Reparatur stellt dabei eine zentrale Methode des Erhalts dar. Die Denkmalpflege verfolgt diesen Ansatz seit Langem: Anstelle des Austauschs beschädigter Bauteile steht das Ziel im Mittelpunkt, möglichst viel historische Originalsubstanz zu bewahren und Eingriffe auf das notwendige Maß zu beschränken.¹

Verständnis des Erhaltens entwickelte sich im Laufe der Denkmalpflegegeschichte. John Ruskin kritisierte bereits im 19. Jahrhundert restaurierende Eingriffe, die historische Bauwerke in einen vermeintlich ursprünglichen Zustand zurückversetzen sollten. Georg Dehio griff diese Haltung später mit seinem bekannten Leitsatz „Konservieren statt restaurieren“ auf und stellte den Erhalt der historischen Originalsubstanz in den Mittelpunkt. Dieser Grundsatz wurde jedoch häufig mit einem unveränderten Bewahren oder gar einem „Einfrieren“ historischer Gebäude gleichgesetzt. Thomas Will beschreibt dagegen, dass die denkmalpflegerische Praxis zwischen dem reinen Bewahren und der Rekonstruktion liegt. Reparatur versteht er als „Kunst des Notwendigen“ – einen praktischen Umgang mit historischer Bausubstanz, bei dem individuelle Lösungen an die Stelle starrer theoretischer Konzepte treten.²

Im Folgenden werden Methoden der Reparatur kurz erläutert und dann an den Arbeiten am Haus Döschnitz gezeigt, wie sich diese in der Praxis umsetzen lassen. Dabei wird sichtbar, wie durch gezielte Maßnahmen (Konservierung, Instandhaltung, Instandsetzung, Reversibilität, Stabilisierung, Restaurierung und Rekonstruktion) Gebäudebestand erhalten und gleichzeitig die langfristige Nutzung des Gebäudes gesichert werden kann.

1 Nagel, Reiner (Hrsg.) (2023): Baukulturbericht 2022/23. Neu Umbaukultur. Bundesstiftung Baukultur, Potsdam.
2 Vgl. Will, Thomas: „Reparieren. Die Kunst des Notwendigen“. In: Meier, Hans-Rudolf; Scheurmann, Ingrid (Hrsg.): Denkmalwerte. Beiträge zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege. Berlin/München: Deutscher Kunstverlag 2010, S. 203–215.
3 Vgl. Bundesdenkmalamt (Hrsg.): Standards der Baudenkmalpflege. Wien 2014, S. 12–27.

Konservierung

Konservierung umfasst Maßnahmen zur langfristigen Sicherung und Bewahrung historischer Originalsubstanz bei möglichst geringem Eingriff. Ziel ist es nicht, ein Gebäude zu verändern oder zu erneuern, sondern seinen bestehenden Zustand zu stabilisieren und weiteren Schäden vorzubeugen. Zu den Maßnahmen gehören beispielsweise Materialpflege, Feuchtereduktion, Salzreduzierung oder präventive Schutzmaßnahmen. Konservierung folgt dem Grundsatz, möglichst viel historische Substanz zu erhalten und Eingriffe auf das notwendige Maß zu beschränken. Sie bildet damit eine wichtige Grundlage für den langfristigen Erhalt von Baudenkmalen.³

Ein Beispiel hierfür ist die Behandlung der historischen Holzelemente im Haus Döschnitz. Auf Grundlage der Schadenskartierung wurden schädliche Lackschichten sowie anhaftende Putzreste entfernt, die den Erhalt des Holzes beeinträchtigten. (Abb. 1: Schädlicher Lack auf einem Holzbalken) Zunächst wurden nicht mehr konstruktiv wirksame Nägel entfernt. (Abb. 2: Nägel aus einem Holzbalken entfernen) Anschließend wurden die Holzoberflächen schonend geschliffen, während Risse und Vertiefungen von Hand nachgearbeitet wurden, um auch schwer zugängliche Bereiche sorgfältig zu reinigen. (Abb. 3: Mechanische Entfernung von Putz) Abschließend erhielten die Holzbalken einen Anstrich mit Leinhardtöl, das das Holz schützt und seine natürliche Oberfläche erhält. (Abb. 4: Deckenanstrich mit Leinhardtöl) Nach demselben Prinzip wurden auch weitere Holzelemente, darunter der Dielenboden und die Deckenbalken im „Blauen Raum“, bearbeitet und konserviert. (Abb. 5: Abschleifen von Holzdielen & Abb. 6: Bodenanstich mit Leinhardtöl)



Abb. 1: Schädlicher Lack auf einem Holzbalken



Abb. 2: Nägel aus einem Holzbalken entfernen



Abb. 3: Mechanische Entfernung von Putz



Abb. 4: Deckenanstrich mit Leinhardtöl



Abb. 5: Abschleifen von Holzdielen



Abb. 6: Bodenanstich mit Leinhardtöl

Instandhaltung

Unter Instandhaltung werden regelmäßige Pflege- und Wartungsmaßnahmen verstanden, die Schäden verhindern oder frühzeitig erkennen sollen. Dazu zählen etwa Reinigungsarbeiten, die Kontrolle von Feuchtigkeit, Schutzmaßnahmen gegen Witterungseinflüsse sowie kleinere Reparaturen. Anders als größere restauratorische Eingriffe erfolgt die Instandhaltung kontinuierlich und begleitet ein Gebäude während seiner gesamten Nutzungsdauer. Sie folgt dem Prinzip, dass regelmäßige Pflege aufwendige spätere Eingriffe vermeiden kann.⁴

Im Haus Döschnitz wurden im Rahmen der Instandhaltung Kontroll-, Pflege- und Wartungsmaßnahmen durchgeführt. Dazu gehörten Feuchtigkeitsmessungen an verschiedenen Bauteilen sowie die Dokumentation vorhandener Schäden, um notwendige Maßnahmen frühzeitig erkennen und planen zu können. (Abb. 7: Feuchtigkeitsmessung) Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Pflege der historischen Fenster. Die Fensterrahmen wurden vorsichtig angeschliffen (Abb. 8: Reinigung des Fensterbeschlags), lose Glasstifte ersetzt und neuer Fensterkitt eingebracht. Abschließend wurden die Fenster lackiert und die Beschläge gereinigt sowie mit einem geeigneten Pflegemittel behandelt, um ihre Funktionsfähigkeit langfristig zu erhalten. (Abb. 9: Behandlung des Fensterbeschlags mit Pflegemittel)



Abb. 7: Feuchtigkeitsmessung



Abb. 8: Reinigung des Fensterbeschlags



Abb. 9: Behandlung des Fensterbeschlags mit Pflegemittel

4 Vgl. Bundesdenkmalamt (Hrsg.): Standards der Baudenkmalpflege. Wien 2014, S. 67–88.

5 Vgl. Bundesdenkmalamt (Hrsg.): Standards der Baudenkmalpflege. Wien 2014, S. 67.

Instandsetzung

Während die Instandhaltung vorbeugend wirkt, dient die Instandsetzung der Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit beschädigter Bauteile oder Bauwerke. Dazu gehören Maßnahmen wie die Entfeuchtung von Mauerwerk, die Reduktion von Schadsalzen, raumklimatische Anpassungen oder die Stabilisierung geschädigter Konstruktionen. Ziel ist es, vorhandene Schäden zu beheben und gleichzeitig möglichst viel historische Substanz zu bewahren.⁵

Im Haus Döschnitz wurde die beschädigte Decke im „Blauen Raum“ instand gesetzt. (Abb. 12: Zustand Decke vor den Eingriffen) Zwischen den Deckenbalken wurde eine Dämmschicht eingebracht und mit Holzlatten befestigt. (Abb. 13: Befestigung der Holzlatten auf der Dämmung) Anschließend wurden Schilfrohmatten als Putzträger montiert (Abb. 14: Schilfrohmatten zuschneiden & Abb. 15: Schilfrohmatten anbringen) und mehrere Lagen Lehmputz aufgetragen, die durch ein Armierungsgewebe verstärkt wurden. (Abb. 17: Decke mit Lehmputz verputzen) Der Lehmputz wurde von den Studierenden aus Lehm, Blähglasgranulat und Wasser angemischt. (Abb. 16: Konsistenztest: Lehmputz sollte im Inneren zerfließen) Eine vergleichbare Maßnahme erfolgte an einer schadhaften Stelle am Treppendeckel. Dadurch konnte die Konstruktion funktional ergänzt werden. (Abb. 10: Entfernung von schadhaftem Putz & Abb. 11: Aufbringen von Lehmputz nach dem Wässern)



Abb. 10: Entfernung von schadhaftem Putz



Abb. 11: Aufbringen von Lehmputz nach dem Wässern



Abb. 12: Zustand Decke vor den Eingriffen



Abb. 15: Schilfrohmatten anbringen



Abb. 13: Befestigung der Holzlatten auf der Dämmung



Abb. 16: Konsistenztest: Lehmputz sollte im Inneren zerfließen



Abb. 14: Schilfrohmatten zuschneiden



Abb. 17: Decke mit Lehmputz verputzen

Reversibilität

Reversibilität ist ein grundlegendes Prinzip der Denkmalpflege. Es besagt, dass Eingriffe möglichst so ausgeführt werden sollen, dass sie später wieder rückgängig gemacht werden können, ohne die originale Substanz dauerhaft zu beschädigen. Reversible Maßnahmen ermöglichen es, auf neue Erkenntnisse, Methoden oder Anforderungen zu reagieren. Dadurch bleibt der zukünftige Umgang mit dem Denkmal offen und nachvollziehbar.⁶

Im Bereich des „Blauen Raums“ wurden bei einer Feuchtigkeitsmessung Werte von über 20 % im Holzbalken festgestellt. (Abb. 18: Holzbalken mit Feuchtigkeit von über 20%) Um den betroffenen Bereich kontrollieren und langfristig trocken halten zu können, wurde das geschädigte Holzelement entfernt (Abb. 19: Entfernung des Holzbalkens) und durch einen, herausnehmbaren Holzeinsatz ersetzt. (Abb. 20: Anfertigung eines herausnehmbaren Holzelements) Dieser wurde weder verklebt noch dauerhaft befestigt und ermöglicht eine regelmäßige Kontrolle sowie eine gute Belüftung des betroffenen Bereichs. (Abb. 21: Einsetzen des Holzelements) Gleichzeitig bleibt die Ergänzung als neuer Eingriff eindeutig erkennbar.



Abb. 18: Holzbalken mit Feuchtigkeit von über 20%



Abb. 19: Entfernung des Holzbalkens



Abb. 20: Anfertigung eines herausnehmbaren Holzelements



Abb. 21: Einsetzen des Holzelementes

Stabilisierung

Die Stabilisierung umfasst Maßnahmen, die einen fortschreitenden Verfall vorübergehend oder dauerhaft aufhalten sollen. Sie kommt insbesondere dann zum Einsatz, wenn Bauteile geschwächt sind oder ihre Tragfähigkeit gefährdet ist. Dabei werden beispielsweise Festigungsmittel, Harze, Klebstoffe oder zusätzliche Konstruktionen eingesetzt. Ziel ist es, den Bestand zu sichern.⁷

Im Bürgermeisterzimmer wurden zunächst eine Stütze und der angrenzende Unterzug untersucht. Dabei zeigte sich, dass die Stütze vermutlich nachträglich eingebaut wurde, um einen beschädigten Unterzug zu ersetzen beziehungsweise zu stabilisieren. (Abb. 22: Fußbodenuntersuchung: Feststellung einer nachträglich hinzugefügten Stütze) Gleichzeitig wurde der Fußboden untersucht, da die Dielen stark knarnten und sich durchbogen. Nach dem Freilegen der Konstruktion zeigte sich, dass sie mit teilweise nur etwa 15 mm deutlich dünner waren als erwartet. (Abb. 23: Fußbodenuntersuchung: Freilegung der Dielenkonstruktion) Zur Stabilisierung wurden passgenaue Kanthölzer unter den betroffenen Bereichen eingebaut, wodurch die Auflager verbessert sowie Durchbiegung und Knarren deutlich reduziert werden konnten. (Abb. 25: Zuschnitt der Kanthölzer & Abb. 24: Anfertigung der Kanthölzer) Anschließend wurde die Diele wieder eingesetzt und neu vernagelt; dabei mussten teilweise beschädigte Fußleisten entfernt und später durch neue Elemente ergänzt werden.



Abb. 22: Fußbodenuntersuchung: Feststellung einer nachträglich hinzugefügten Stütze



Abb. 23: Fußbodenuntersuchung: Freilegung der Dielenkonstruktion



Abb. 24: Anfertigung der Kanthölzer



Abb. 25: Zuschnitt der Kanthölzer

6 Vgl. Wirth, Hermann: Denkmalpflegerische Grundbegriffe. Beilage zu Burgen und Schlösser. Bd. 44, Nr. 4. Braubach 2003.

7 Vgl. ICOM Deutschland: Berufsethische Grundlagen der Konservierung und Restaurierung. Online verfügbar unter: <https://icom-deutschland.de> (letzter Zugriff: 20.06.2026).

Restaurierung

Restaurierung verfolgt das Ziel, die historische Lesbarkeit und Aussagekraft eines Denkmals zu erhalten oder wiederherzustellen. Fehlende oder beschädigte Bereiche können ergänzt werden, wobei die Authentizität des Bauwerks gewahrt bleiben soll. Restauratorische Eingriffe erfolgen möglichst schonend und werden dokumentiert, um nachvollziehbar zu bleiben. Im Unterschied zur Rekonstruktion wird dabei nicht ein vollständig neuer Zustand geschaffen, sondern an der vorhandenen historischen Substanz gearbeitet.⁸

Ein Beispiel für eine restauratorische Maßnahme am Haus Döschnitz ist die Freilegung historischer Fassadenbereiche. Aus der bauhistorischen Untersuchung und Dokumentation des Wohnhauses geht hervor, dass der Südgiebel und die westliche Traufseite ursprünglich durch auskragende Geschosse und reich gestaltetes Fachwerk geprägt waren. Dazu zählen unter anderem die „Thüringer Leiter“, K- und V-Streben sowie profilierte Balkenköpfe, Schwellen und Füllhölzer. Diese Gestaltungselemente stammen formal aus dem 17. Jahrhundert und wurden im ländlichen Raum noch vergleichsweise spät aufgegriffen. Vermutlich wurde die sichtbare Fachwerkkonstruktion um 1900 zugunsten einer verputzten Fassade aufgegeben und dadurch das Erscheinungsbild des Hauses deutlich verändert. (Abb. 26: Haus Döschnitz – Foto aus der bauhistorischen Untersuchung) Durch die behutsame Freilegung späterer Putzschichten konnte die historische Lesbarkeit des Gebäudes verbessert werden, ohne die vorhandene Substanz zu ersetzen oder zu verfälschen.⁹ (Abb. 27: Haus Döschnitz nach der Freilegung historischer Fassadenbereiche)



Abb. 26: Haus Döschnitz – Foto aus der bauhistorischen Untersuchung



Abb. 27: Haus Döschnitz nach der Freilegung historischer Fassadenbereiche

8 Vgl. Bundesdenkmalamt (Hrsg.): Standards der Baudenkmalpflege. Wien 2014, S. 259.
9 Vgl. Sum Monumentum : Döschnitz, Ortsstraße 9a–Bauhistorische Untersuchung und Dokumentation des Wohnhauses, 2021, S.10

Rekonstruktion

Rekonstruktion bezeichnet die vollständige oder teilweise Wiederherstellung verlorener Bauteile oder Bauwerke. Grundlage hierfür sind historische Quellen, Pläne oder andere Dokumentationen (Abb. 28: Bestandsaufnahme des Hauses Döschnitz: Innenwände & Abb. 29: Bestandsaufnahme des Hauses Döschnitz). Da dabei verlorene Substanz ersetzt oder neu geschaffen wird, stellt die Rekonstruktion den weitreichendsten Eingriff in den Bestand dar. Sie unterscheidet sich deshalb deutlich von Reparatur und Restaurierung, die stärker auf den Erhalt der vorhandenen Substanz ausgerichtet sind.¹⁰

Im Rahmen der Arbeiten des Fensterteams wurden an einem historischen Fensterrahmen beschädigte Bereiche entfernt (Abb. 30: Entfernung beschädigter Elemente des Fensterrahmens) und durch passgenaue Holzergänzungen ersetzt. (Abb. 31: Passgenaue Ergänzung eines beschädigten Fensterrahmenteils) Die Ergänzungen wurden von den Studierenden von Hand angefertigt und anschließend gekittet, behandelt und lackiert. Die im Zuge der Stabilisierungsmaßnahmen ausgebauten Fußleisten wurden durch neue Elemente ergänzt. Obwohl diese Maßnahmen als Rekonstruktion eingeordnet werden können, greifen sie zugleich restauratorische Grundsätze auf. Die Ergänzungen orientieren sich am historischen Bestand, bleiben als neue Bauteile erkennbar und wurden soweit konstruktiv möglich, reversibel ausgeführt. Rekonstruktion, Restaurierung und Reversibilität greifen hier somit ineinander.

Die Arbeiten am Haus Döschnitz bestätigen Thomas Wills Auffassung, dass verantwortungsvolle Denkmalpflege auf einer sorgfältigen Abwägung zwischen Erhalt und Eingriff beruht. Gleichzeitig wurde das Haus Döschnitz im Rahmen des Projekts zu einem Lernort, an dem denkmalpflegerische Prinzipien praktisch erprobt und vermittelt werden konnten. Im gemeinsamen Arbeiten entstanden Wissensaustausch, handwerkliche Erfahrungen und ein gemeinsamer Aushandlungsprozess, der den bewussten Umgang mit historischer Bausubstanz unmittelbar erfahrbar machte.



Abb. 28: Bestandsaufnahme des Hauses Döschnitz: Innenwände



Abb.29: Bestandsaufnahme des Hauses Döschnitz



30: Entfernung beschädigter Elemente des Fensterrahmens



Abb. 31: Passgenaue Ergänzung eines beschädigten Fensterrahmenteils

10 Vgl. Bundesdenkmalamt Österreich: Standards der Baudenkmalpflege, Wien 2014, S. 259

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1–4: Clara Rellensmann
- Abb. 5: Lena Mehrens
- Abb. 6–7: Clara Rellensmann
- Abb. 8–9: Luise Rellensmann
- Abb. 10–11: Clara Rellensmann
- Abb. 12: Caroline Rauhöft
- Abb. 13–15: Clara Rellensmann
- Abb. 16: Stefanie Ebner
- Abb. 17: Clara Rellensmann
- Abb. 18: Stefanie Ebner
- Abb. 19–20: Clara Rellensmann
- Abb. 21: Thea Isfort
- Abb. 22: Luise Rellensmann
- Abb. 23: Clara Rellensmann
- Abb. 24–25: Luise Rellensmann
- Abb. 26–27: Historische Untersuchung (9)
- Abb. 28–29: Kristof Schlößler
- Abb. 30–31: Clara Rellensmann

Biologische (Alters-)Spuren Patina als Denkmalwert

Selina Ahrens



Abb. 1: Moos mit
Fruchtkörpern im
Sockelbereich

Verwitterung, Abblättern von Farbe, Korrosion, Pflanzenbewuchs oder strukturelle Risse werden für gewöhnlich als zu behebende Mängel begriffen. Denkmalpflegerisch besteht jedoch seit den Anfängen der Disziplin die Diskussion über Patina und Alterswert. Diese Perspektive reicht von John Ruskins Verständnis der Patina als „golden stain of time“¹ bis zu Alois Riegls Alterswert, der die Stimmungswirkung sichtbarer Alterung als eigene denkmalpflegerische Wertkategorie beschreibt.²

Bereits während der Errichtung ist ein Gebäude unterschiedlichen Umwelteinflüssen ausgesetzt. Im weiteren Verlauf, sowohl während der Nutzung als auch in Phasen der Nichtnutzung durch den Menschen, werden diese Entwicklungen sukzessive sichtbar und materialisieren sich in Form baulicher und oberflächlicher Spuren. Folglich müssen sie nicht als bloße Schäden interpretiert werden, sondern auch als materielle Manifestationen zeitlicher Prozesse gelesen werden. Der vorliegende Text fokussiert die biologisch bedingten Alterungserscheinungen im Außenbereich des denkmalgeschützten Hauses in Döschnitz.

Ein zentraler Beitrag zu dieser Perspektivverschiebung findet sich bei der Humangeographin Caitlin DeSilvey in ihrem Buch *Curated Decay: Heritage beyond Saving* (2017). Sie stellt in Ihrem Buch die klassische Denkweise im Denkmalschutz in Frage, dass Materialien immer unverfälscht erhalten werden sollen und Strukturen und Objekte aus dem Fokus geraten können, wenn andere dazu kommen. Diese Fokussierung sollte kritisch hinterfragt werden. Das Hinzutreten weiterer Elemente hebt die ursprüngliche Struktur eines Objektes nicht auf, sondern verändert lediglich die Wahrnehmung eines Objektes. DeSilvey verdeutlicht dies anhand der Metapher eines Lippenstiftabdrucks auf einem Weinglas: Der Abdruck macht deutlich, dass das Glas gebraucht wurde und nicht frisch gewaschen ist. Der Zweck des Glases, daraus zu trinken, wird jedoch dadurch nicht beeinträchtigt. So ist es auch bei Gebäude, nur weil es eine Patina und biologische Strukturen gebildet haben, verschwindet der Zweck darin zu wohnen nicht. Wenn also beide Spuren gleichzeitig berücksichtigt werden, erscheint Verfall nicht als reiner Verlust, sondern als ein prozesshaftes Geschehen, das neue Formen von Wissen hervorbringen kann.³

Betrachtet man das Haus in Döschnitz und seine Lage, so wird deutlich, dass sich biologische Alterungsspuren an der Außenfassade vor allem an der nordöstlichen Seite konzentrieren. Etwa 20 Meter von der Seite entfernt steigt das Gelände stark an, wodurch aufgrund der geringen bis fehlenden Sonneneinstrahlung feuchte Mikroklimabedingungen begünstigt werden, die einen günstigen Standort für Moose und Flechten darstellen. Im Folgenden werden diese Bewuchsformen anhand identifizierter Bereiche wie Sockelzone, Mittelzone, Dachzone sowie angrenzende Kleinstrukturen dokumentiert und hinsichtlich ihres Vorkommens im denkmalpflegerischen Kontext bewertet und interpretiert.

- 1 Ruskin, John: *The Seven Lamps of Architecture*. Kapitel VI: „The Lamp of Memory“. London 1849. Smith, Elder and Co., Kapitel VI
- 2 Bacher, Ernst: „Alois Riegl und die Denkmalpflege“, in: Ernst Bacher Hg., *Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege*. Wien/Köln/Weimar 1995. Böhlau, S. 13–48
- 3 DeSilvey, Caitlin: *Curated Decay –Heritage Beyond Saving*. Minneapolis 2017: University of Minnesota Press, S. 28

Sockelzone

Der Sockelbereich des Gebäudes ist als besonders feuchte-exponierte Kontaktzone zwischen Architektur und Boden zu verstehen, in der sich biologische Alterungsprozesse in Form von Moosen, Flechten und Patina konzentrieren und sichtbar materialisieren.

Die typische Patina entsteht durch in der Luft vorhandene Pilzsporen und Algenzellen, die sich über Luftströmungen und Partikel auf Oberflächen ablagern. Unter günstigen Bedingungen entwickeln sich daraus sichtbare Beläge, die als Grünschleier oder Patina in Erscheinung treten.⁴

Diese Patina ist meist nur schwach ausgeprägt und wird erst bei näherer Betrachtung sichtbar. Auch am Haus Döschnitz ist dies der Fall (Abb. 2). Im unteren Sockelbereich der Nordostseite zeigt sich ein leichter grünlicher Algenfilm. Die erhöhte Feuchtigkeit durch Schlagregen sowie die geringe Sonneneinstrahlung begünstigen diese Ausbildung. Zusätzlich führt das Abfließen von Wasser vom Absatz zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss der Fassade zu dauerhaft feuchten Zonen. Solche Erscheinungen werden im Umgang mit historischen Gebäuden meist als natürliche Alterungsspuren wahrgenommen und akzeptiert.

DeSilvey (*Curated Decay*) zeigt in diesem Zusammenhang, dass die Bewertung solcher Prozesse stark von kulturellen Wahrnehmungen geprägt ist. Während gering ausgeprägte Veränderungen als „authentische“ Alterung gelten, werden stärker sichtbare Formen des Verfalls häufig problematisiert. Die Algenpatina am Haus Döschnitz erscheint dabei kontrollierbar und beeinträchtigt weder Nutzung noch Gesamtwirkung, wodurch sie im denkmalpflegerischen Kontext meist akzeptiert wird.⁵

Neben Algen treten auch Flechten in der Sockelzone auf. Sie bilden eine Symbiose aus Pilz und Alge und besiedeln unterschiedlichste Substrate wie Putz, Stein oder Holz.⁶ Am Haus Döschnitz konnten sie vereinzelt auf dem grobkörnigen Putz sowie auf einer Stufe zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss festgestellt werden. Der Bewuchs ist insgesamt gering ausgeprägt und nur aus der Nähe sichtbar, sodass er das Erscheinungsbild der Fassade kaum beeinflusst. Unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten gelten solche geringen Flechtenvorkommen überwiegend als unproblematisch. Sie verändern weder die architektonische Lesbarkeit noch die ästhetische Wirkung des Gebäudes wesentlich, sondern können als Teil der langfristigen Wechselwirkung zwischen Bauwerk und Umwelt verstanden werden.

Im Vergleich dazu treten Moose stärker in Erscheinung. Sie bilden dichte Polster und besiedeln bevorzugt dauerhaft feuchte und schattige Bereiche wie Mauerritzen, Fugen und den Sockelbereich.⁷ Am Haus Döschnitz konzentriert sich ihr Vorkommen auf die nordöstliche Fassade, wo geringe Sonneneinstrahlung und Bodenfeuchte günstige Bedingungen schaffen. Je nach Standort zeigen sich unterschiedliche Wuchsformen von flächig bis kompakt. Aus denkmalpflegerischer Sicht sind Moose besonders relevant, da sie stärker wahrgenommen werden als Algen oder Flechten. Während sie in wenig sichtbaren Bereichen toleriert werden, gelten sie an prominenten Fassaden oft als Hinweis auf Feuchtigkeit oder mangelnde Pflege und werden entsprechend entfernt. Wie bereits erläutert, sind solche Bewertungen nicht ausschließlich auf materielle Auswirkungen zurückzuführen, sondern werden durch kulturelle Vorstellungen von Erhaltung, Pflege und Verfall geprägt.⁸ Moose können daher auch als Ausdruck zeitlicher Tiefe und als Teil der Gebäudegeschichte gelesen werden, solange keine substanzgefährdenden Schäden entstehen.



Abb. 2, 3: Flechten und Moose in der Sockelzone des Hauses

4 Bächli, Roland und Raschl, Paul: *Algen und Pilze an Fassaden – Ursachen und Vermeidungen* (3. Auflage). Stuttgart 2015. Fraunhofer IRB Verlag, S.12

5 DeSilvey 2017, S. 29

6 Kirschbaum, Ulrich: *Flechten erkennen – Luftgüter bestimmen* (2. Auflage). Stuttgart 1997. Verlag Eugen Ulmer GmbH & Co, S. 8

7 Wittig, Rüdiger: *Siedlungsvegetation*. Stuttgart 2002: Verlag Eugen Ulmer GmbH & Co, S. 81

8 DeSilvey 2017, S. 45

Mittelzone

In den mittleren Fassadenzonen treten Moose, Flechten und Algen deutlich seltener auf als im Sockelbereich. Ursache hierfür sind günstigere Abtrocknungsbedingungen sowie der Schutz durch Dachüberstände, wodurch weniger dauerhaft feuchte Oberflächen entstehen.

Eine Ausnahme bilden Fensterbereiche, insbesondere Wetterschenkel und Fensteranschlüsse, die regelmäßig Feuchtigkeit ausgesetzt sind. Am Haus Döschnitz konnten dort Flechten auf den Holzfenstern festgestellt werden (Abb. 4). Der Bewuchs variiert je nach Zustand des Anstrichs und ist besonders dort ausgeprägt, wo dieser verwittert oder gerissen ist. Freiliegendes Holz bietet dabei günstige Bedingungen, da es Feuchtigkeit länger speichert und eine geeignete Haftfläche darstellt.

Es handelt sich überwiegend um Blattflechten mit grauer bis orangefarbener Färbung, die sich bevorzugt auf gealterten Beschichtungen entwickeln. Der Zusammenhang zwischen Materialalterung und biologischer Besiedlung wird hier besonders deutlich.⁹

Aus denkmalpflegerischer Sicht ist dieser Bereich sensibler zu bewerten als die Sockelzone, da historische Holzbauteile direkt betroffen sind. Zwar ist der optische Einfluss gering, jedoch kann die verlängerte Feuchtespeicherung langfristig zu materialschädigenden Prozessen wie Fäulnis führen.

DeSilvey beschreibt Situationen wie diese als Übergangszonen zwischen akzeptabler Alterung und potenziellem Substanzverlust und mahnt an diesem mit besonderer Sorgfalt zu begegnen sind. Nicht jede Veränderung ist schädlich, dennoch erfordern bestimmte Konstellationen eine differenzierte Abwägung zwischen Erhalt und Schutz.¹⁰

Dachzone

Dachflächen stellen aufgrund ihrer Neigung und kontinuierlichen Bewitterung Lebensräume für biologische Besiedlung dar. In Fugen, Überlappungen und Unebenheiten kann sich zeitweise Feuchtigkeit halten, wodurch günstige Bedingungen für Moose, Flechten und Algen entstehen. Die Intensität des Bewuchses wird dabei vor allem durch Dachneigung, Material und Feuchtedauer beeinflusst.

Am Haus Döschnitz ist die Dachneigung vergleichsweise steil, sodass Niederschlagswasser rasch abgeführt wird. Dadurch konnten vom Boden aus keine direkt ersichtlichen Spuren von Algen oder Moosen festgestellt werden. Deutlich stärkere Bewuchsformen zeigen sich hingegen auf der angrenzenden Garage. Die schindelartig strukturierte Dachfolie besitzt eine raue Oberfläche sowie zahlreiche Fugen, die Feuchtigkeit speichern und damit günstige Besiedlungsbedingungen schaffen. Hier konnten insbesondere kompakt wachsende Moose sowie vereinzelt Flechten beobachtet werden.

Auch auf dem verwitterten Kiefernstamm, der als Schneefangensicherung dient, haben sich verschiedene Organismen angesiedelt. Neben einzelnen Moosen treten hier vor allem Flechten auf. Die auf Abb. 5 erkennbare Flechte weist deutlich ausgebildete Fruchtkörper auf und lässt sich aufgrund ihres flächigen Wachses den Krustenflechten zuordnen. Die verwitterte Holzoberfläche bietet hierfür ein geeignetes Substrat und begünstigt die langfristige Ansiedlung.

Aus denkmalpflegerischer Sicht besitzen diese Bewuchsformen nur eine geringe Relevanz. Sie beeinträchtigen weder Nutzung noch Wahrnehmung des Gebäudes wesentlich, da sie oft außerhalb des natürlichen Sichtbereiches liegen und stellen aktuell keine Gefährdung der historischen Substanz dar. Vielmehr können sie als sichtbare Spuren der Wechselwirkung zwischen Bauwerk und Umwelt verstanden werden und machen die Alterungs- und Entwicklungsgeschichte des Hauses ablesbar.



Abb. 4: Flechten auf den Rahmen der Holzfenster

Abb. 5: Flechte mit Fruchtkörpern auf der Schneefangensicherung

⁹ Kirschbaum 1997, S. 8–11

¹⁰ DeSilvey 2017, S. 45

Kleinstukturen

Auch auf den Pflasterflächen und weiteren Kleinstukturen des Grundstücks konnten Flechten und Moose nachgewiesen werden. Auf den grobkörnigen Pflastersteinen der Garageneinfahrt treten insbesondere Krustenflechten auf, die sich in den rauen Oberflächen festgesetzt haben.¹¹ Moose finden sich vor allem auf den weniger beanspruchten Steinen sowie in den durch Sträucher beschatteten Bereichen, wo die Feuchtigkeit länger erhalten bleibt.

Darüber hinaus hat sich auf einem hölzernen Vogelhaus eine großblättrige, grau gefärbte Blattflechte angesiedelt.¹² Das verwitterte und offenporige Holz bietet hierfür günstige Bedingungen, da es Feuchtigkeit über längere Zeit speichern kann.

Diese Kleinstukturen besitzen zwar keinen direkten Einfluss auf die Erhaltung des denkmalgeschützten Gebäudes, ergänzen jedoch das Gesamtbild des Ortes. Gemeinsam mit dem Haus und den Nebengebäuden machen sie die langfristige Einwirkung von Witterung und Alterung sichtbar und verdeutlichen die zeitliche Entwicklung des Ensembles.

Schlussfolgerungen zu Bewuchs und Verfall als materielle Prozesse

Die Untersuchung des Hauses Döschnitz zeigt, dass Moose, Flechten und Algen nicht ausschließlich als Verwitterungserscheinungen oder potenzielle Schadensfaktoren zu verstehen sind. Sie machen vielmehr die fortlaufende Wechselwirkung zwischen Bauwerk und Umwelt sichtbar und lassen Alterungsprozesse am Gebäude ablesbar werden. Ihre Verteilung verweist dabei deutlich auf standortspezifische Bedingungen wie Feuchtigkeit, Sonneneinstrahlung und Topografie. Besonders die Konzentration des Bewuchses an der nordöstlichen Gebäudeseite verdeutlicht, wie eng bauliche Strukturen und lokale Umweltbedingungen miteinander verbunden sind.

Zugleich wird deutlich, dass die Bewertung biologischer Alterungsspuren nicht allein von ihren materiellen Auswirkungen abhängt. Ob Bewuchs als Patina, natürliche Alterung oder unerwünschte Veränderung wahrgenommen wird, ist wesentlich durch kulturelle Vorstellungen von Erhaltung, Authentizität und Pflege geprägt. Die von Caitlin DeSilvey angestoßene Perspektive ermöglicht es, solche Prozesse nicht nur als Verlust zu betrachten, sondern als Teil einer fortlaufenden Transformation, die neue Formen der Wahrnehmung und Interpretation hervorbringen kann. In diesem Sinne erscheint das Haus Döschnitz nicht als statisches Objekt, sondern als Gefüge, das kontinuierlich auf klimatische, biologische und menschliche Einflüsse reagiert.

Darüber hinaus können Moose und Flechten Hinweise auf die Umweltbedingungen des Standorts geben. Auch wenn im Rahmen dieser Untersuchung keine naturwissenschaftlichen Messungen durchgeführt wurden, lassen die beobachteten Vegetationsstrukturen Rückschlüsse auf Feuchtigkeit, Lichtverhältnisse und das lokale Mikroklima zu.

Für die Denkmalpflege ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer differenzierten Bewertung. Nicht jeder Bewuchs stellt unmittelbar einen Schaden dar oder muss entfernt werden. Entscheidend ist vielmehr, welche Auswirkungen auf Material und Konstruktion tatsächlich zu erwarten sind und welche Alterungsspuren als Teil der Geschichte und Authentizität des Bauwerks gelesen werden können. Gleichzeitig zeigt sich am Haus Döschnitz, dass an einzelnen Bauteilen konservatorisches Handeln erforderlich ist. Besonders an den Wetterschenkeln der Holzfenster kann fortschreitender Bewuchs die Feuchtebelastung erhöhen und langfristig die Zersetzung des Holzes begünstigen. Eine behutsame Entfernung sowie die Erneuerung des Schutzanstrichs können hier zum Erhalt der historischen Substanz beitragen.

Biologische Patina ist daher weder grundsätzlich zu beseitigen noch uneingeschränkt zu bewahren. Vielmehr bedarf es einer standort- und materialbezogenen Abwägung zwischen dem Schutz der historischen Substanz und der Akzeptanz natürlicher Alterungsprozesse.



Abb. 6,7

¹¹ Kirschbaum 1997, S. 8–11

¹² Kirschbaum 1997, S. 8–11

Historische Holzfenster (Teil 1)

Schadensbilder und Dokumentation

Emilia Hübner

Historische Fenster sind weit mehr als reine Bauteile zur Belichtung und Belüftung eines Gebäudes. Durch ihre Konstruktion, Materialität und handwerkliche Ausführung prägen sie das Erscheinungsbild historischer Bauten und stellen zugleich wichtige Zeugnisse der Bau- und Handwerksgeschichte dar. Ihr Erhalt besitzt daher sowohl gestalterische als auch denkmalpflegerische Bedeutung. Im Sinne der Denkmalpflege gilt der Grundsatz „Erhalten statt Ersetzen“, weshalb vor jeder Instandsetzung eine sorgfältige Untersuchung des Bestandes und die Erfassung vorhandener Schäden erforderlich sind.

Die Entstehung von Schäden an historischen Holzfenstern ist auf ein Zusammenspiel verschiedener Einflussfaktoren zurückzuführen. Eine grundlegende Ursache liegt bereits in der konstruktiven Struktur der Fenster selbst. Sie setzen sich aus zahlreichen Bauteilen unterschiedlicher Materialien zusammen. Die daraus entstehenden Verbindungsstellen und Materialwechsel bilden konstruktive Schwachpunkte. Gleichzeitig sind tragende Bauteile häufig nur gering dimensioniert, wodurch die Konstruktion empfindlicher gegenüber äußeren Einwirkungen und Verformungen wird.¹

Darüber hinaus wirken dauerhaft äußere Umwelteinflüsse auf die Fenster ein. Witterungseinflüsse wie Regen, Schnee, Wind, UV-Strahlung sowie Temperatur- und Feuchtigkeitsschwankungen führen langfristig zu Quell- und Schwindbewegungen des Holzes und begünstigen Materialermüdung. Auch mechanische Belastungen und Luftschadstoffe tragen zur Alterung der Bauteile bei. Weitere Schadensursachen sind biologische Einwirkungen wie Pilz- und Insektenbefall sowie ein ungünstiges Innenraumklima mit Feuchtigkeitsschwankungen und Tauwasserbildung.²

Schäden entstehen dabei selten durch einzelne Ursachen, sondern meist durch das Zusammenwirken mehrerer Faktoren, die sich gegenseitig verstärken.³

1 Vgl. Schmidt, W.: Reparatur historischer Holzfenster. München: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, 1993
2 Vgl. Klein, W.: Schäden an Fenstern, Bd. 6, o. D.
3 Vgl. Schmidt 1993

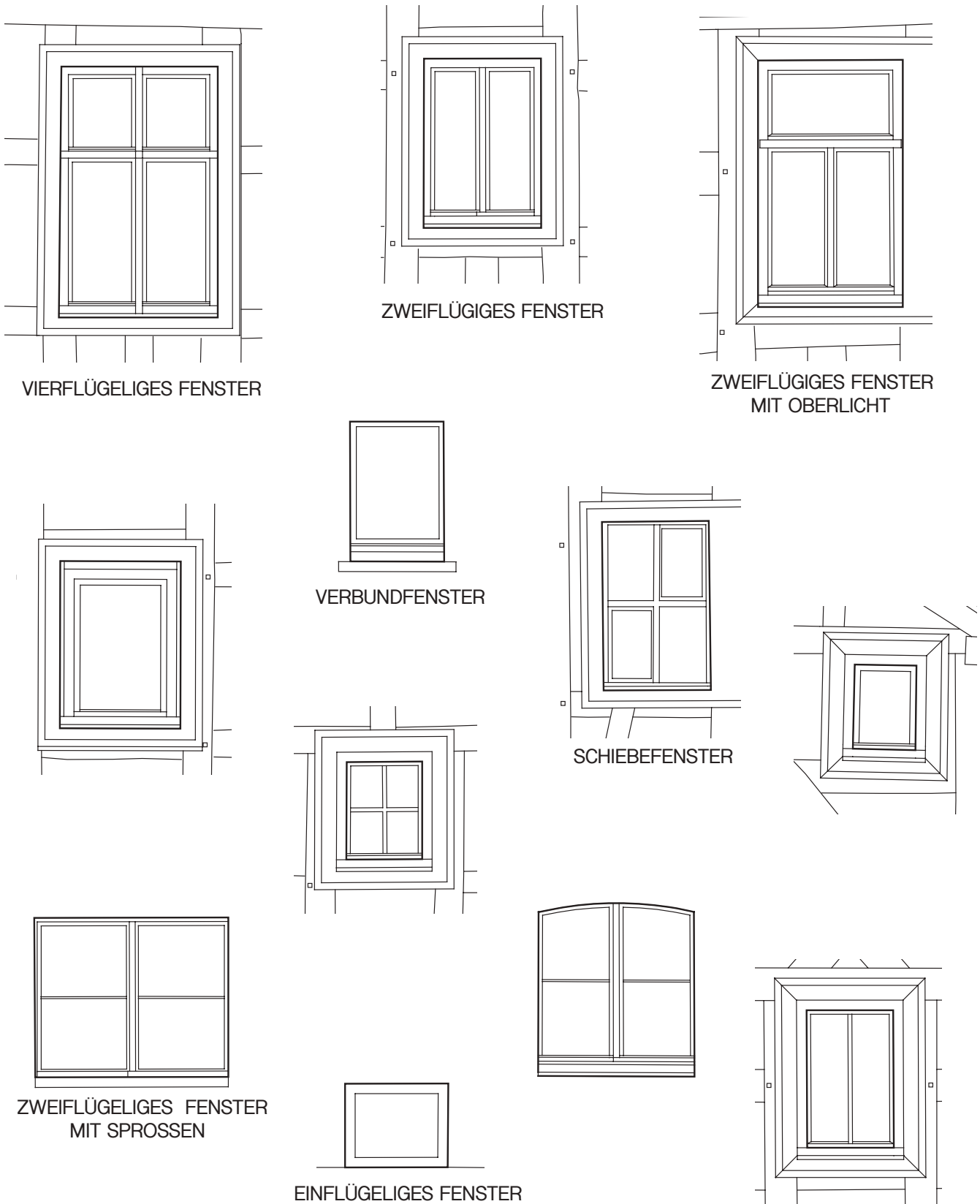


Abb. 1: Fenstertypen im Haus Döschnitz



Abb. 3: Kittausbruch am Fensterflügel



Abb. 4: Korrosion am Fenstergriff



Abb. 5: Moosbefall an der Innenseite



Abb. 6: Lockere Eckverbindung



Abb. 7: Fäulnis unter dem Wetterschenkel

Bestandsaufnahme und Schadenskartierung

Im Rahmen des Workshops wurde der historische Fensterbestand des Hauses Döschnitz zunächst vollständig aufgenommen und dokumentiert. Ziel war es, den Erhaltungszustand jedes einzelnen Fensters zu erfassen, Schadensschwerpunkte zu identifizieren und daraus den erforderlichen Reparaturbedarf abzuleiten. Zu Beginn wurden sämtliche Fenster nummeriert, um eine eindeutige Zuordnung während der gesamten Bearbeitung sicherzustellen. Anschließend erfolgte eine erste orientierende Begehung des Gebäudes. Bereits hierbei zeigten sich Unterschiede zwischen den einzelnen Fassadenseiten und Geschossen ab, die ersten Hinweise auf typische Schadensverteilungen lieferten. Im Anschluss wurden sämtliche Fenster und Türen systematisch untersucht. Die Aufnahme erfolgte mit Hilfe standardisierter Schadensblätter, auf denen neben allgemeinen Angaben wie Fensternummer, Raum und Geschoss sämtliche festgestellten Schäden dokumentiert wurden.

Ergänzend entstand eine umfangreiche Fotodokumentation (siehe Abb. 2). Die Fotografien wurden vor Ort ausgedruckt und den jeweiligen Schadensblättern zugeordnet. Auf diesen konnten die einzelnen Schadstellen unmittelbar markiert und durch kurze Beschreibungen ergänzt werden. Die Kombination aus Fotografie, Skizze und schriftlicher Dokumentation ermöglichte eine eindeutige Zuordnung der Schäden und bildete gleichzeitig die Grundlage für die spätere Auswertung sowie die Planung der Instandsetzungsmaßnahmen.

Schadensbilder am Fensterbestand

Die Untersuchung umfasste insgesamt 45 Fenster auf vier Ebenen des Gebäudes (Erdgeschoss, Obergeschoss, Dachgeschoss und zweites Dachgeschoss). Trotz 18 unterschiedlicher Fensterformate ließen sich sieben konstruktive Fenstertypen unterscheiden (siehe Abb. 1). Hierzu zählen unter anderem zweiflügelige Fenster mit und ohne Oberlicht, Verbundfenster, vierflügelige Fenster sowie Schiebe- und Sprossenfenster. Unabhängig von ihrer Bauart zeigten sich jedoch zahlreiche wiederkehrende Schadensbilder, deren Auftreten häufig mit der Orientierung der Fassaden sowie den unterschiedlichen klimatischen und nutzungsbedingten Beanspruchungen der einzelnen Räume in Zusammenhang stand.

Spröder Kitt

Das häufigste Schadensbild waren versprödete beziehungsweise ausgebrochene Kittfugen (siehe Abb. 3). Sie traten nahezu am gesamten Fensterbestand auf und häuften sich insbesondere an der Ostfassade. Alterungsprozesse des Kitts, intensive Witterungseinflüsse sowie die unterschiedlichen Bewegungen von Holz und Glas führten dort zu Rissen und Ausbrüchen. Beschädigte Kittfugen beeinträchtigen nicht nur den Halt der Verglasung, sondern ermöglichen zugleich das Eindringen von Feuchtigkeit und bilden damit häufig den Ausgangspunkt weiterer Schäden.

Korrosion und Funktionstüchtigkeit von Beschlägen
Ein ähnliches Schadensmuster zeigte sich an den Fensterbeschlägen. Korrosion wurde vor allem an Fenstern in Räumen mit dauerhaft erhöhter Luftfeuchtigkeit festgestellt,

insbesondere in der Küche sowie im Duschraum. Hier führten Kondenswasser und feuchte Raumluft langfristig zur Rostbildung (siehe Abb. 4). Daneben wurden vor allem im Obergeschoss sowie in den WC-Anlagen des Erdgeschosses zahlreiche schwergängige oder feststehende Beschläge dokumentiert. Ursache hierfür waren neben mangelnder Schmierung vor allem die intensive Nutzung der Drehkippenfenster sowie die aufwändigere Beschlagtechnik der vorhandenen Verbundfenster.

Farbabplatzungen

Farbabplatzungen wurden vor allem an den Wetterschenkeln und anderen stark bewitterten Bereichen der Fenster festgestellt. Sie traten häufig gemeinsam mit Rissen im Anstrich auf. Ursache sind vor allem langjährige Witterungseinflüsse wie Regen, Sonneneinstrahlung sowie Temperatur- und Feuchtigkeitsschwankungen, die zu einer Alterung und Versprödung der Beschichtung führen. Über die entstandenen Risse kann Feuchtigkeit in das Holz eindringen und Folgeschäden wie Holzfäule oder biologischen Bewuchs begünstigen.⁴

Moosbefall

Biologischer Bewuchs konzentrierte sich dagegen deutlich auf die Nordfassade (siehe Abb. 5). Durch die geringere Sonneneinstrahlung trocknen die Oberflächen dort langsamer ab, wodurch günstige Bedingungen für Moosbewuchs entstehen. Verwitterte Anstriche und dauerhaft feuchte Holzoberflächen begünstigen diesen Prozess zusätzlich.⁵

Lockere Eckverbindungen

An einzelnen untersuchten Fenstern wurden gelockerte Eckverbindungen festgestellt, insbesondere an Flügelrahmen (siehe Abb. 6). Die ursprünglich festen Holzverbindungen haben sich im Laufe der Zeit teilweise gelöst. Ursache hierfür ist in der Regel die Alterung der Leimfugen in Verbindung mit wiederkehrenden Feuchte- und Temperaturwechseln. Durch das Quellen und Schwinden des Holzes sowie die mechanische Beanspruchung im täglichen Gebrauch kommt es langfristig zu einer Lockerung der Verbindungen. In Kombination mit möglicher Durchfeuchtung oder beginnender Holzschädigung kann dies die Stabilität und die Dichtigkeit der Fenster deutlich beeinträchtigen.⁶

Fäulnis

Fäulnisschäden traten vor allem in dauerhaft feuchtebelasteten Bereichen der Fenster auf, insbesondere an unteren Querhölzern, Wetterschenkeln sowie an Stellen mit beschädigten Beschichtungen oder Kittfugen (siehe Abb. 7). Über diese Schwachstellen kann Feuchtigkeit in das Holz eindringen und bei fehlender Austrocknung günstige Bedingungen für holzerstörende Pilze schaffen. Im Bestand wurden entsprechende Schäden überwiegend an bereits vorgeschädigten Oberflächen festgestellt. Fäulnis führt zu einem fortschreitenden Verlust der Festigkeit und kann im fortgeschrittenen Stadium die Tragfähigkeit einzelner Bauteile erheblich beeinträchtigen.⁷

4 Vgl. Huckfeldt, T.: Holzfenster: Konstruktion, Schäden, Sanierung, Wartung. Hrsg. von H.-J. Wenk. Rudolf Müller, o. D.
5 Vgl. Huckfeldt o. D.
6 Vgl. Schmidt 1993
7 Vgl. Huckfeldt o. D.

SCHADBILDKATALOG Haus Döschnitz, Ortsstraße 9a, 07429 Döschnitz

Thema: Schadensdokumentation		Datum: 5.6.25	
		Gruppe: Daniel & Lina (A)	
Nr.:	Raum: Außen	Geschoss: 1.0	Fenster ☒ Tür ☒
Fotodokumentation			
			
Fensterkonstruktion		Türkonstruktion	
Einflügelige Fenster ☐		Außentür ☒ (manuell)	
Zweiflügelige Fenster ☐		Innentür ☐	
Oberlicht ☒ (separat, innerhalb Türsturz)		Maße (LxBxH): 133 x 193	
Material		Besonderheiten: Besondere Farbgebung	
Rahmen: Holz / Rahmenfüllung: Naturstein		Beschläge	
Fensterbank Schwelle: Fenster: 2 Sprossen Tür: 2x3 Kastenunterteilung		Drehflügel -tür ☒	
Sprossen Unterteilung: Holz mit Opferholz		Schwingflügel -tür ☐	
Leibung innen außen: Eisen + Messingtürknopf		Dreh/Kippflügel ☐	
Griff Drücker: Tür: Holzelemente Fenster: Buntglas-plastikfolienbeschichtung		Schiebeflügel -tür ☐	
Elementfüller (Glas Türblatt)		Feststehend ☒ oberlicht	
historische Einordnung Bemerkungen			
- Schlossschilder & Türzieher/drücker verweisen formal auf einen einbau aus der ersten hälfte des 19. jhd. (Bauphase 1828-29 möglich) - Die Türöffnung selbst gehört einschließlich den Ochsenaugenfenster zum Bestand von 1700/01			

Glasbruch

Glasbrüche wurden nur vereinzelt dokumentiert. Ursachen können mechanische Einwirkungen, Spannungen infolge von Verformungen der Holzrahmen oder starke Temperaturunterschiede sein. Im Bestand des Hauses Döschnitz dürften insbesondere klemmende beziehungsweise schwergängige Fenster eine Rolle gespielt haben, da beim Öffnen oder Schließen erhöhte Kräfte auf die Verglasung wirken können. Auch unkontrolliertes Zuschlagen der Fenster durch Wind kann zu Spannungsrissen oder Glasbruch führen. Beschädigte Verglasungen beeinträchtigen nicht nur den Witterungsschutz der Fenster, sondern erhöhen auch das Risiko, dass Feuchtigkeit in angrenzende Holzbereiche eindringt und dort Folgeschäden verursacht.⁸ Darüber hinaus stellen Glasbrüche eine erhebliche Verletzungsgefahr für die Nutzer dar und sollten daher zeitnah instandgesetzt werden.

Auffällig war, dass die einzelnen Schadensbilder nur selten isoliert auftraten. Vielmehr ließ sich beobachten, dass ein Schaden häufig weitere nach sich zog. Beschädigte Kittfugen ermöglichten beispielsweise das Eindringen von Feuchtigkeit, wodurch Korrosion an Beschlägen, biologischer Bewuchs oder Fäulnisschäden begünstigt wurden. Erst die vergleichende Betrachtung des gesamten Fensterbestandes machte diese Zusammenhänge deutlich.

Auswertung

Die systematische Bestandsaufnahme zeigte, dass der Zustand historischer Fenster nicht allein anhand einzelner Schäden beurteilt werden kann. Erst die Gesamtauswertung aller dokumentierten Fenster ermöglicht eine fundierte Bewertung des Erhaltungszustandes und bildet damit die Grundlage für die Entwicklung eines Reparaturkonzeptes.

Aus den dokumentierten Schadensbildern ließ sich bereits vor Beginn der praktischen Arbeiten ableiten, welche Maßnahmen für die einzelnen Fenster erforderlich sein würden. Beschädigte Kittfugen sollten erneuert, korrodierte Beschläge gereinigt, entrostet und wieder gangbar gemacht sowie gelockerte Eckverbindungen neu verleimt werden. Bereiche mit Fäulnisschäden sollten durch das Ausnehmen des geschädigten Holzes und das Einsetzen passgenauer Holzergänzungen instandgesetzt werden. Beschädigte Verglasungen waren zu ersetzen, biologischer Bewuchs zu entfernen und verwitterte Oberflächen durch einen erneuerten Anstrich dauerhaft zu schützen.

Damit bildete die Schadenskartierung den entscheidenden Übergang von der Bestandsaufnahme zur praktischen Instandsetzung. Ganz im Sinne des denkmalpflegerischen Grundsatzes „Erhalten statt Ersetzen“ zielte das entwickelte Reparaturkonzept darauf ab, möglichst viel historische Originalsubstanz zu bewahren und notwendige Eingriffe auf das erforderliche Maß zu beschränken.⁹ Die daraus abgeleiteten Reparaturgrundsätze sowie deren handwerkliche Umsetzung werden im Beitrag „Historische Fenster, Reparatur“ von Tom Mackowiak erläutert.

8 Vgl. Schmidt 1993
9 Vgl. Schmidt 1993

Quellenverzeichnis

Schmidt, W. (1993). Reparatur historischer Holzfenster. München: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege.

Klein, W. (o. D.). Schäden an Fenstern (Bd. 6).

Huckfeldt, T. (o. D.). Holzfenster: Konstruktion, Schäden, Sanierung, Wartung (H.-J. Wenk, Hrsg.). Rudolf Müller.

Abb. 2: Schadensdokumentation im Einheitslayout

Historische Holzfenster (Teil 2)

Reparatur

Tom Mackowiak

Die Wahl einer geeigneten Instandsetzungsmaßnahme richtet sich nach Art und Umfang der vorhandenen Schäden sowie nach dem denkmalpflegerischen Grundsatz, die historische Substanz möglichst umfassend zu erhalten. Ziel jeder Reparatur ist es, die Funktionstüchtigkeit des Fensters dauerhaft zu sichern oder wiederherzustellen, ohne dessen überlieferten Zustand stärker als notwendig zu verändern. Dabei steht nicht die Wiederherstellung eines neuwertigen Erscheinungsbildes im Vordergrund, sondern der Erhalt der materiellen und historischen Authentizität. Gebrauchsspuren und altersbedingte Veränderungen sind Teil der Geschichte des Bauteils und stellen grundsätzlich keinen Mangel dar (vgl. Schmidt, W.: Reparatur historischer Holzfenster. München: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, 1993).

Die in diesem Beitrag beschriebenen Arbeiten folgen diesem abgestuften Vorgehen. Zunächst werden vorhandene Bauteile erhalten und instand gesetzt, beispielsweise durch die Überarbeitung des Anstrichs, die Instandsetzung der Beschläge und die Erneuerung des Fensterkitts. Stark geschädigte Holzbereiche werden lediglich lokal durch Passstücke ergänzt, während eine gesprungene Verglasung aufgrund ihrer fehlenden Gebrauchstauglichkeit ersetzt wird. Im Folgenden werden die einzelnen Arbeitsschritte anhand eines typischen Schadensfalls erläutert.

In diesem Beispiel wird die Reparatur des Standflügels eines zweiflügeligen Fensters mit waagerechten Sprossen erläutert. Zu den vorhandenen Schäden zählen schwergängige Beschläge, ein Feuchtigkeitsschaden infolge von Stauunässe, eine gesprungene Glasscheibe sowie rissiger Fensterkitt. Es werden folgende Werkzeuge benötigt: Fensterlack, Pinsel, Säge, Glaserhammer, Stecheisen, Aushauer, Glasschneider, Kittmesser, Ziehklinge, Hobel (Abb. 2).

- 1 Blendrahmen
- 2 Flügel
- 3 Kämpfer
- 4 Wetterschenkel
- 5 Bleisprosse
- 6 Falz
- 7 Eckwinkel
- 8 Stützkolben
- 9 Zugknopf
- 10 Glasnut
- 11 Vorreiber

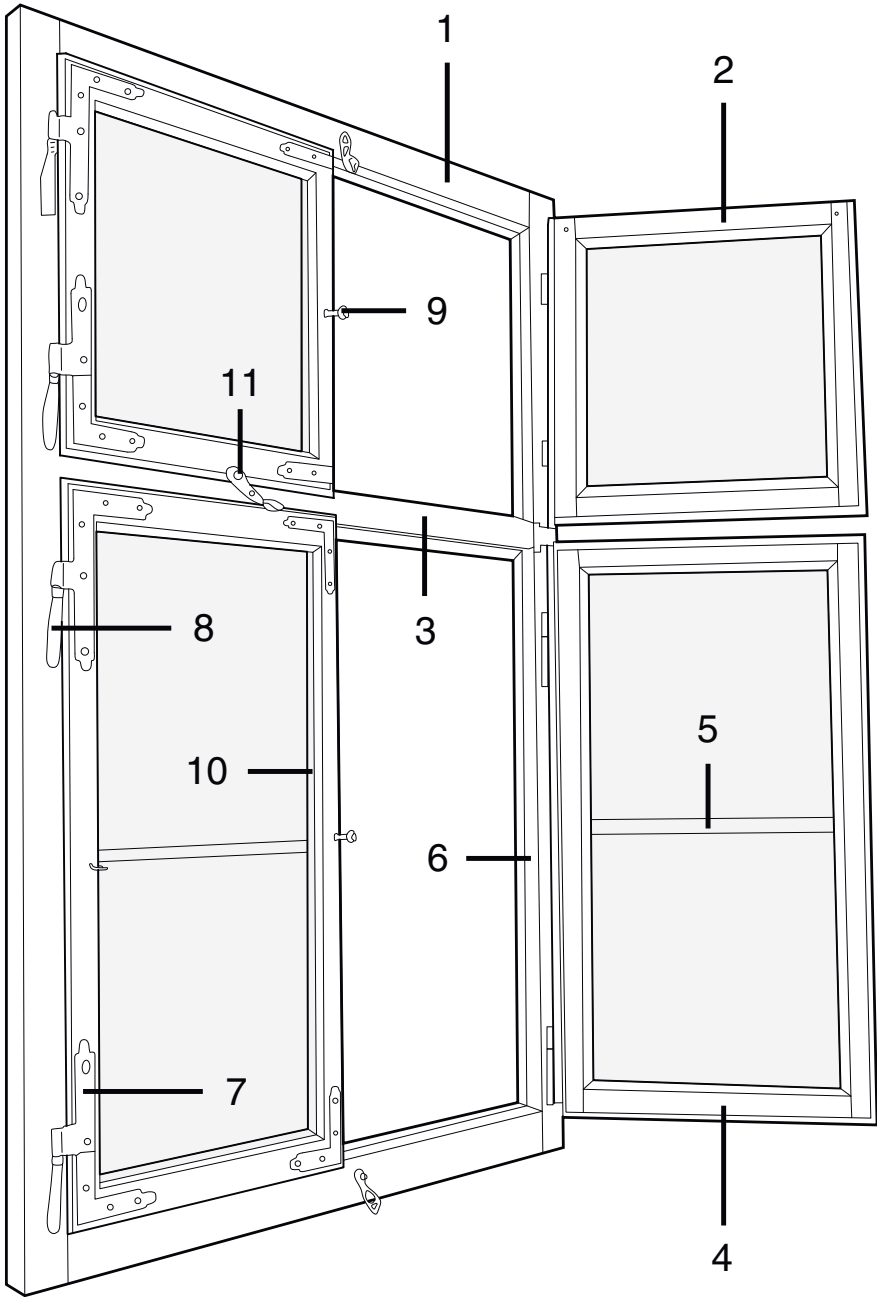


Abb. 1: Fensteraufbau

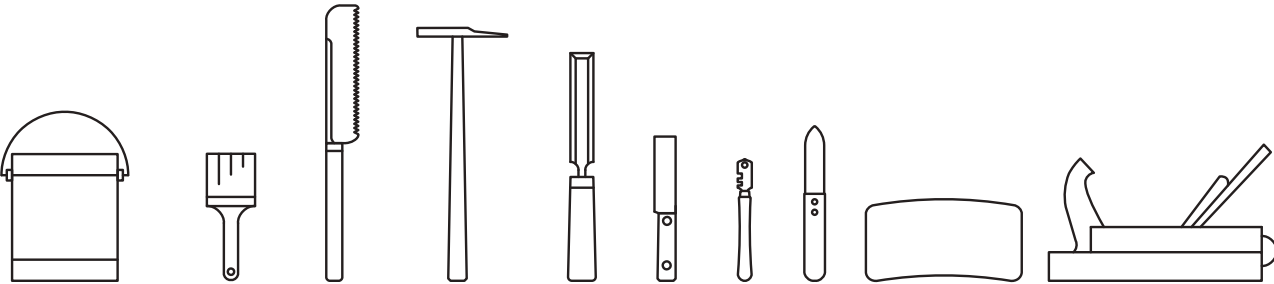


Abb. 2: Werkzeuge

FENSTER
LACK

Fensterkitt entfernen

Im ersten Schritt wird der brüchige Fensterkitt mit einem Aushauer entfernt. Soll lediglich der Kitt erneuert werden, ist darauf zu achten, die Glasscheibe dabei nicht zu beschädigen. Es empfiehlt sich, den Kitt stets waagrecht auszuschlagen (Abb. 3). Nachdem der Glasfalz freigelegt wurde, werden die Glaserstifte beziehungsweise Glaserdreiecke sichtbar, welche die Scheibe in Position halten (Abb. 4). Während sich Glaserdreiecke mit einem flachen Schraubendreher und einem leichten Hammerschlag problemlos entfernen lassen, sollte man Glaserstifte mit einem Seitenschneider abtrennen.

Farbanstrich erneuern

Bei diesem Flügel muss der Anstrich lediglich im Bereich des Wetterschenkels erneuert werden. Bevor mit den Arbeiten begonnen werden kann, ist zunächst zu klären, um welchen Anstrichtyp es sich handelt, damit die passende Farbe ausgewählt werden kann. Die Glasscheibe sollte vor Beginn der Arbeiten abgeklebt werden, um Beschädigungen und Verunreinigungen zu vermeiden. Anschließend wird der Wetterschenkel abgeschliffen, um alte Lackreste zu entfernen und eine glatte Oberfläche herzustellen, über die Regenwasser später ungehindert ablaufen kann. Hierfür wird Schleifpapier mit einer Körnung von 120 empfohlen. Nachdem der Schleifstaub gründlich entfernt wurde, kann der neue Anstrich erfolgen. Dabei sollten mehrere dünne Farbschichten aufgetragen werden (Abb. 5). Die jeweiligen Trockenzeiten sind den Herstellerangaben auf des Farbeimers zu entnehmen. Dort ist ebenfalls angegeben, ob zwischen den einzelnen Anstrichen ein Zwischenschliff erforderlich ist.



Abb. 3: Kitt entfernen



Abb. 4: Glaserdreiecke im Kittfalz



Abb. 5: Wetterschenkel streichen



Abb. 6: Schaden durch Staunässe



Abb. 7: Passtück plan hobeln



Abb. 8: Passtück mit fertigen Fälen

Passtück setzen

Da bei diesem Flügel das untere Rahmenstück hinter dem Wetterschenkel infolge von Staunässe teilweise durchgefault ist, muss die beschädigte Stelle entfernt und durch ein Passtück ersetzt werden (Abb. 6). Hierfür wird das Unterstück zunächst angesägt. Anschließend werden sämtliche morschen Holzteile mit einem Stecheisen entfernt. Weil sich der Schaden in diesem Beispiel in unmittelbarer Nähe der Eckverbindung befindet, wird ein Teil des unteren Zapfens entfernt. Dadurch kann das neue Passtück formschlüssig mit dem Rahmen verbunden werden und erhält eine besonders stabile Verbindung (Abb. 7). Auf der angesägten Seite wird zusätzlich ein Falz ausgearbeitet, sodass kein Hirnholz auf Hirnholz stößt und eine dauerhaft belastbare Holzverbindung entsteht.

Nun kann das Passtück angefertigt werden. Der Rohling sollte einige Millimeter breiter und dicker als das vorhandene Rahmenholz sein, damit spätere Ungenauigkeiten durch Materialabtrag ausgeglichen werden können. Bei der Holz Auswahl ist neben der passenden Holzart auch auf einen möglichst gleichmäßigen Verlauf der Jahresringe zu achten. Idealerweise stammt die Kante aus einem Mittelbrett mit stehenden Jahresringen. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, werden abwechselnd das Innenprofil mit Glasfalz sowie die erforderlichen Holzverbindungen ausgearbeitet. Durch regelmäßiges Einsetzen und Nacharbeiten verbessert sich die Passgenauigkeit der Verbindung, womit das spätere Eindringen von Feuchtigkeit in die Fugen reduziert wird. Jetzt kann das Passtück mit wasserfestem D4-Leim eingeklebt werden. Nach der erforderlichen Trocknungszeit werden die Überstände abgeschliffen beziehungsweise abgehobelt. Anschließend müssen an der Unterseite die verschiedenen Fäle des Rahmenprofils nachgearbeitet werden. Hierfür kann eine Oberfräse verwendet werden, in diesem Beispiel kommen jedoch ein Simshobel und ein Stecheisen zum Einsatz (Abb. 8). Sobald das Profil optisch passend erscheint, wird der Flügel probeweise eingehängt und überprüft, ob er ordnungsgemäß schließt. Dieser Arbeitsschritt wird so oft wiederholt, bis der Flügel einwandfrei funktioniert. Bevor der neue Anstrich erfolgen kann, sollte kontrolliert werden, ob sämtliche Holzverbindungen fugenlos geschlossen sind. Da in diesem Beispiel ein Fensterlack auf Wasserbasis verwendet wird, werden offene Leimfugen mit einem Zweikomponenten-Spachtel verschlossen und anschließend verschliffen. Bei einem Lack auf Leinölbasis kann hierfür alternativ Fensterkitt verwendet werden. Dieser sollte jedoch mindestens 24 Stunden antrocknen, bevor der Anstrich erfolgt. Die Farbe wird anschließend wie zuvor beschrieben in mehreren dünnen Schichten aufgetragen.

Erneuerung der Glasscheibe
Nachdem sämtliche Arbeiten am Flügelrahmen abgeschlossen sind, kann mit der Reparatur der gesprungenen Fensterscheibe begonnen werden. Da die Scheibe mit Glaserdreiecken befestigt ist, lassen sich diese wie zuvor beschrieben entfernen. Dabei lösen sich häufig bereits einzelne Glasplitter. Deshalb sollten bei diesem Arbeitsschritt unbedingt Handschuhe und eine Schutzbrille getragen werden. Über einem Eimer wird nun der verbleibende Teil der Scheibe vorsichtig ausgeschlagen. Hierfür eignen sich ein Holzhammer oder ein Tischler Klüpfel besonders gut (Abb. 9).

Anschließend muss der Glasfalz vollständig gereinigt werden. Sämtlicher alter Fensterkitt sowie eventuell vorhandene Glasreste sind zu entfernen. Hierfür können ein Aushauer und ein altes Stecheisen verwendet werden. Der Kitt muss so weit entfernt werden, bis das darunterliegende Holz vollständig freiliegt (Abb. 10). Danach wird der Glasfalz mit einer Bürste gründlich gereinigt. Würde nun direkt Fensterkitt auf das freigelegte Holz aufgetragen, würde das im Kitt enthaltene Leinöl unmittelbar in das Holz einziehen. Dadurch trocknet der Kitt schneller aus und wird früher rissig. Aus diesem Grund wird der Glasfalz mindestens einmal mit Fensterlack vorgestrichen. An den Bruchstücken der alten Scheibe kann die Glasdicke ermittelt werden. Bei historischen Fenstern beträgt diese häufig 3 mm, kann jedoch auch geringer ausfallen. Für die neue Scheibe werden Länge und Breite im Glasfalz gemessen, wobei von jedem Maß 2 mm abgezogen werden.

Da passende Floatglastafeln zur Verfügung stehen, kann das Glas vor Ort mit einem Glasschneider und einem Glaserwinkel zugeschnitten werden. Der Glasschneider ritzt dabei die Glasoberfläche an und erzeugt so eine Sollbruchstelle. Anschließend kann die Glasscheibe vorsichtig über eine geraden Tischkante gebrochen werden. Auch hierbei sollten stets Handschuhe und eine Schutzbrille getragen werden, da die Glaskanten äußerst scharf sind.



Abb. 9: Entfernen der alten Glasscheibe



Abb. 10: Freilegen vom Glasfalz

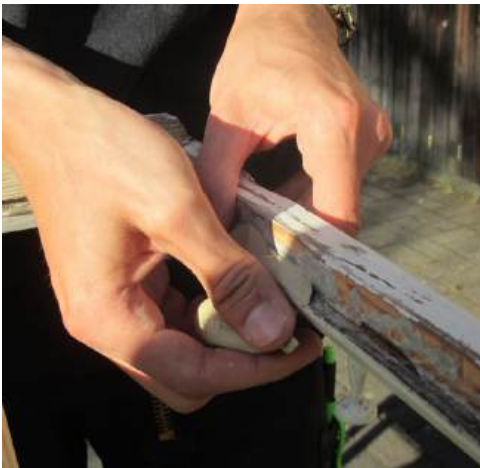


Abb. 11: neuen Kitt aufbringen



Abb. 12: Glaserstifte anbringen



Abb. 13: Fensterkitt abziehen

Fensterscheibe neu verkitten
Sobald der Glasfalz getrocknet und die neue Scheibe vorbereitet ist, wird zunächst eine Schicht Fensterkitt auf den unteren Falzgrund aufgetragen. Dazu wird eine Handvoll Kitt aus dem Eimer entnommen, gut durchgeknetet und anschließend mit dem Daumen entlang der Falzkante aufgebracht (Abb. 11). Dabei darf der Kitt etwas großzügiger aufgetragen werden, da die Scheibe im nächsten Schritt eingesetzt und angedrückt wird, bis an den Seiten etwas Kitt austritt. Anschließend werden die Glaserstifte beziehungsweise Glaserdreiecke mit einem Glaserhammer eingeschlagen. Dabei sollten mindestens zwei Stück pro Seite verwendet werden (Abb. 12). Ist die Scheibe ausreichend fixiert, kann sie vollständig eingekittet werden. Hierfür wird ein Glasmesser benötigt. Der Kitt wird zunächst von Hand so aufgetragen. Anschließend wird das Kittmesser an einer Ecke flach angesetzt und der Kitt in einem Winkel von etwa 45 Grad abgezogen (Abb. 13). Dabei ist darauf zu achten, den Kitt mit der Fläche der Klinge anzudrücken, während überschüssiges Material gleichzeitig mit der Schneidkante abgeschnitten wird. Erreicht man die Ecke des Flügels mit einer gleichmäßigen Bewegung, wird das Messer leicht über die obere Falzkante geführt. Nachdem alle vier Seiten bearbeitet wurden, muss der auf der Rückseite herausgequollene Kitt ebenfalls sauber abgezogen werden.

Beschläge gangbar machen
Im letzten Schritt wird überprüft, ob die Beschläge wieder einwandfrei funktionieren. Schwergängige Griffe lassen sich häufig durch etwas Ölspray wieder leichtgängig machen. Dazu wird das Öl auf die beweglichen Teile aufgetragen und der Griff mehrfach betätigt, bis sich der Riegel wieder leicht öffnen und schließen lässt. An den Fensterbändern sind häufig Farbrückstände die Ursache für schwergängige Fensterflügel. Diese werden vorsichtig mit Schleifpapier entfernt. Anschließend wird auch hier etwas Öl aufgetragen. Abschließend kann der reparierte Flügel wieder eingehängt werden.

Das Bürgermeisterzimmer

Eine situative Bauforschung

Jannes Neuner



Abb. 1: das einzige Zimmer des Hauses mit Teppichboden



Abb. 2: Baualterskartierung; das Bürgermeisterzimmer, Raum 1.03 soll zur bauzeitlichen Schicht ~um 1700, gehören



Abb. 3: die auf den Dielen montierten Bodenplatten werden entfernt



Abb. 4: Demontage der Bodenplatten im Prozess

Vorwort

Das sogenannte „Bürgermeisterzimmer“ gehörte laut bauhistorischer Untersuchung zur bauzeitlichen Ausstattung des Hauses um 1700. Bis zu dem Workshop im Juni 2026 war es das einzige Zimmer mit Teppichboden im Haus Böttner (Abb.1/2). Hier hatte der Bürgermeister noch bis 2020 sein Büro. Von dem Verein Haus Döschnitz e.V. wurde es als Lagerraum für Bettzeug und Büromaterial genutzt. Aufgrund des in die Jahre gekommenen Teppichbodens und der undichten Außenwände wurde der Raum anders kaum genutzt. Er stand deshalb auf der To-Do-Liste für die Workshopwoche.

Der folgende Text ist ein Bericht über eine situative Bauforschung anlässlich der Nutzarmachung des Bürgermeisterzimmers, die mit dekonstruktiven Tätigkeiten einherging (siehe Abb.3+4) und bisher unbekannte konstruktive Details zum Vorschein brachten. Der Bericht spiegelt die Perspektive von mir (Zimmerer, Architekt und derzeit Student der Stadt- und Regionalplanung) und von Peer (derzeit Student des Bauingenieurwesens) wider. Das Bürgermeisterzimmer hat uns für zwei Tage stark in Anspruch genommen.

Der erste Eindruck

Als wir unsere Arbeit begannen, waren von einer anderen Gruppe bereits die aufgesetzten Bodenplatten herausgenommen worden. Der Teppichboden war verschwunden und anstelle dessen waren Holzbohlen mit Ochsenblutanstrich zum Vorschein gekommen, ähnlich wie in anderen Zimmern des Obergeschosses (Abb. 3/4).

Das Mysterium und die Grundlage der Bauforschung

Das Mysterium, dem wir uns im Folgenden widmen, war der im Raum stehende Stiel, der einen von zwei im ersten Obergeschoss längs durch das gesamte Haus laufenden Unterzüge einen Meter vor der Giebelwand abstützt und nachträglich auf die Bodenplatten gestellt worden war (Abb. 5).

Im Zuge der situativen Bauforschung haben wir das Tragwerk untersucht, um herauszufinden, ob es einen direkten Lasteintrag aus dem Dachgeschoss gibt. Es sollte überprüft werden, ob der Stiel nachträglich zur unterstützenden Lastabtragung hinzugefügt worden ist. Denkbar war an dieser Stelle, dass es durch Feuchtigkeitseintrag im Dachgeschoss Schäden an der Konstruktion gegeben haben könnte und der Stiel aus diesem Grund nachträglich untergestellt worden ist.

Feuchtigkeitsschaden im DG?

Um diese These zu überprüfen, begaben wir uns ins Dachgeschoss. An der lotrecht über dem Stiel liegenden Stelle im Dachgeschoss haben wir daraufhin die Konstruktion untersucht. Dabei stellten wir fest, dass ungefähr an dieser Stelle Lasten aus der Dachkonstruktion über einen weiteren Stiel unter einer der Mittelpfetten genau an dem Punkt vertikal nach unten abgetragen werden. Die Lasten gelangen über die Dachkonstruktion des Spitzbodens in die Kehlbalken. Von den Kehlbalken gelangen sie über die Mittelpfetten in darunter platzierte Stiele und über diese wiederum in die Deckenbalken des Dachgeschosses, die diese horizontal verteilen. Zur Unterstützung der Deckenbalken bei der horizontalen Verteilung der Traglasten dienen die Unterzüge, die in der Deckenkonstruktion des ersten Obergeschosses, sowie des Erdgeschosses zu finden sind,

Wir sind bei der Untersuchung der Konstruktion im Dachgeschoss auf keine Schäden durch Feuchtigkeit gestoßen. Zum Bürgermeisterzimmer zurückgekehrt nahmen wir im Anschluss das Stück des Unterzuges in Augenschein, das von der Höhe des untergestellten Stieles bis zur Außenwand weiter zu verlaufen schien. Diese Verlängerung war mit Holzplatten verkleidet. Wir gingen davon aus, auf eine konstruktiv geschädigte Verlängerung des Unterzuges zu treffen. Als wir die Platten abnahmen entdeckten wir allerdings, dass sie nichts weiter verbargen als Leere. Sie waren einzig und allein gedacht, um die Betrachter*in glauben zu lassen es handle sich um einen Unterzug, der bis zur Giebelwand verläuft und mit dieser kraftschlüssig verbunden ist (Abb.6/7).



Abb. 5: Fußausbildung des im Raum, frei stehenden Stieles auf ehemaliger Bodenplatte



Abb. 6: Demontage der „Verkleidung“



Abb. 7: Hinweise auf Trennung des Verbundes

Eine Attrappe und ihre Geschichte

Wir haben herausgefunden, dass der Unterzug knapp einen Meter von der Giebelwand endet und an dieser Stelle die Last, die normalerweise in die Giebelwand hätte abgetragen werden sollen, durch einen Stiel abgefangen wird, der anscheinend nachträglich auf die ebenfalls nachträglich verlegten Bodenplatten gestellt worden ist.

Warum aber eine Attrappe? – An dieser Stelle ein kurzer Exkurs:

Das Bürgermeisterzimmer hat, wie im Vorwort schon erwähnt, seinen Namen durch die Nutzung als Bürgermeisterbüro erhalten. Zu diesem Zweck wurden einige Sanierungen vorgenommen, um die Behaglichkeit des Raumes zu erhöhen. So wurden die Dielen mit einer Spanplatte ausgeglichen, die Unebenheiten im Dielenfußboden ausgeglichen und die Möglichkeit bot, einen Teppich zu verlegen. Außerdem wurden Teile der Außenwand mit Holzplatten verkleidet, um Undichtigkeiten zu beseitigen. Durch den zusätzlichen Aufbau des Fußbodens und der Wände wurde der Blick auf die Übergänge der Tragkonstruktion versperrt. Der Stiel vermittelte den Eindruck, einmal zur zusätzlichen Stabilisierung der Giebelwand gebaut worden zu sein und eventuell auch eine Strebe abfangen zu haben. Der Unterzug wiederum vermittelte den Eindruck, mindestens irgendwann einmal bis zur Giebelwand verlaufen zu sein und kraftschlüssig auf einem Auflager auflegen zu haben.

Die Suche nach dem Auflager

Um herauszufinden, ob der Unterzug eventuell einmal aufgrund eines Schadens oder Ähnlichem gekürzt worden ist, haben wir als Nächstes nachgeschaut, ob es in der Giebelwand Überreste eines ehemaligen Auflagers des Unterzuges gibt. Dafür haben wir die nachträglich an den Außenwänden angebrachten Holzplatten gelöst. Dabei versuchten wir, sie so vorsichtig wie möglich herauszutrennen, um sie später wieder anbringen zu können, was aber nur zum Teil glückte. Durch die Demontage wurde uns der Blick hinter die Kulisse auf das Fachwerk und die Gefache ermöglicht. Spuren eines ehemaligen Auflagers fanden wir bei der Suche nicht. Wir stellten dabei allerdings fest, dass die Gefache aus Lehm teilweise erneuert, mit Hanfwohle verstopft und mit Glasgranulat versetztem Lehmputz gedämmt werden müssen, um das Zimmer auch in der kalten Jahreszeit nutzbar zu machen zu können.

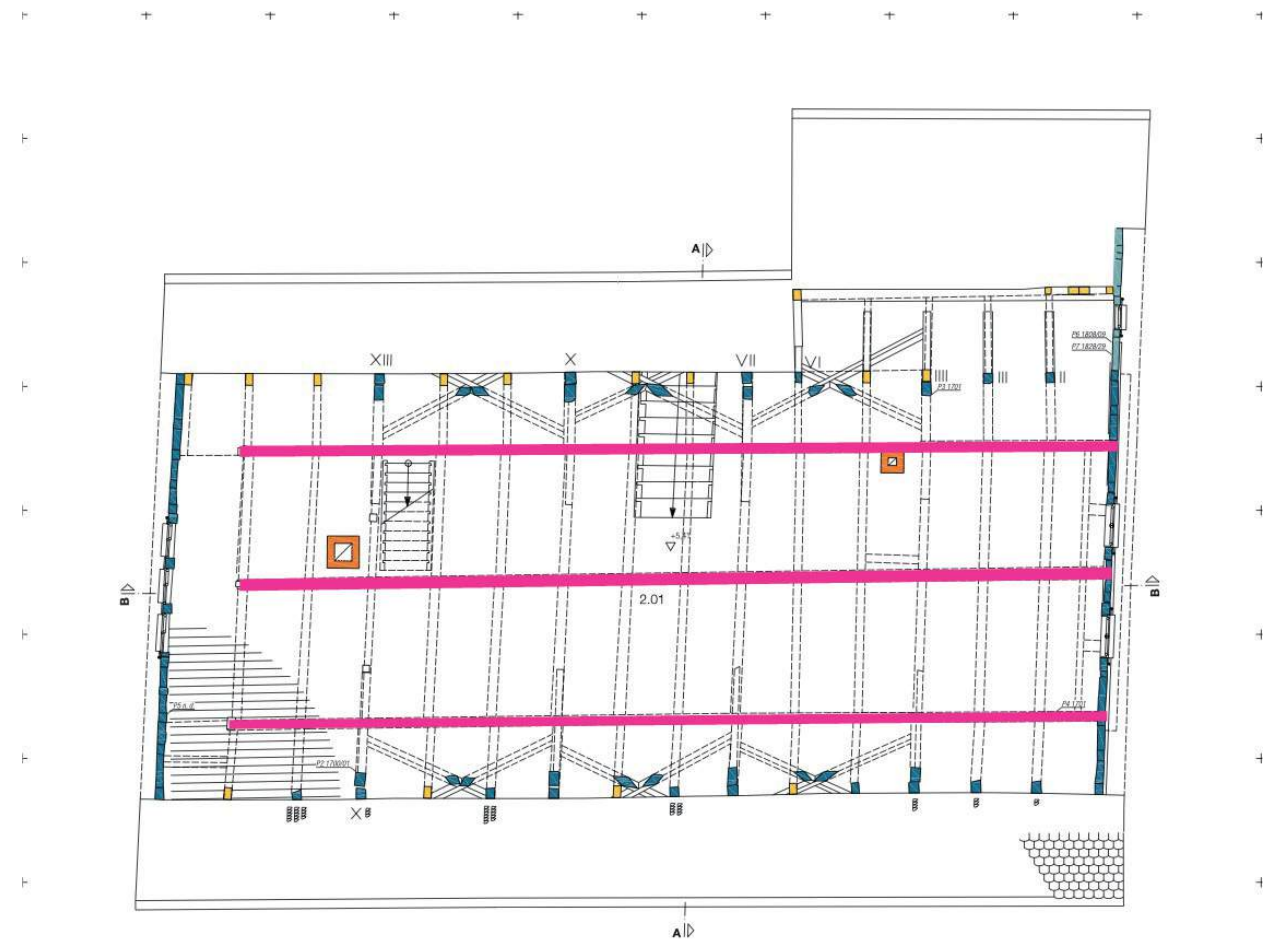


Abb. 9: Dachkonstruktion inklusive Dachpfetten (pink)

Recherche zur Bauforschung

Wir zogen uns zurück, um die Situation bei Kaffee und anhand von Bualterskartierungen sowie anderen Planunterlagen zu überdenken. Wir fanden heraus, dass der zweite in dem Stockwerk verlaufende Unterzug, welcher zum Teil auf innenliegenden Wänden aufliegt, auf derselben Höhe wie der von uns anfangs untersuchter Unterzug endet und auch dieser auf derselben Höhe durch einen Stiel unterstützt ist. Auch im Dachgeschoss fanden wir die Situation vor, dass die Mittelpfetten und die Firstpfette in dem festgestellten Abstand vor der Giebelwand enden (Abb. 9).

Wir konnten im Zuge der Untersuchungen leider nicht feststellen, worauf sich diese Ungereimtheiten in der Konstruktion zurückführen lassen, allerdings können einige Vermutungen ausgesprochen werden.

Zurück im Bürgermeisterzimmer – Vermutung und Empfehlung

Zu erkennen ist, dass ein Teil der Außenwand verkleidet ist und ein anderer Teil nicht. Die Verkleidung besteht aus dünnen Holzbrettern, die einfach gegen das darunter liegende Fachwerk genagelt worden sind. Auslöser dafür waren wohl Versprünge in der Wandflucht. Außerdem ist zu sehen, dass der letzte sichtbare Pfosten der Außenwand auf dem Bild über Zapfenlöcher verfügt, was die These stützen würde, hier einmal Riegel vorgefunden wurden, die eine Außenwand an der Stelle oder zumindest irgendeine Wand ausgebildet haben müssen. Auch ist die Vorstellung möglich, dass sich an der Stelle einmal eine Loggia befunden haben könnte. Sichtbar ist eine solche Konstruktion allerdings auf keinem der vorhanden historischen Bildern. Außerdem würde dies auch nicht erklären, warum der Stiel auf den Holzdielen aufliegt und nicht bis zu einem Auflager in dem darunter liegenden Deckenbalken reicht.

Wichtig wäre nun allerdings, dass der Stiel kraftschlüssig mit dem darunter liegenden Deckenbalken, dass Erdgeschosses verbunden wird. So wie er momentan im Raum steht, besteht die Gefahr, dass er durch einen Unfall in irgendeiner Weise verschoben wird. Das könnte dazu führen, dass der Unterzug nach dem letzten Auflager der Zwischenwand auf einer Länge von ca. 3 Metern auskragen würde, während aus dem Dachgeschoss erhebliche Dachlasten abgetragen werden müssen. Um den Stiel mit dem Deckenbalken verbinden zu können, müsste ein neues Kantholz in den nötigen Querschnittsabmessungen und in ausreichender Länge eingebaut werden. Dieses sollte mit einem Holzapfen beidseitig verbunden werden.



Abb. 8: Recherche der Planunterlagen



Abb. 10: Merkmale des Bürgermeisterzimmers

Reflexion

Die Arbeiten im Bürgermeisterzimmer haben gezeigt, dass bereits eine einfache Maßnahme zur Nutzbarmachung eines Raumes wertvolle bauhistorische Erkenntnisse hervorbringen kann. Erst durch die Entfernung des Teppichbodens und die Freilegung der Konstruktion wurden Besonderheiten sichtbar, die zuvor verborgen waren. Die Untersuchungen führten nicht zu einer abschließenden Klärung aller Fragen, sondern eröffneten vielmehr neue Fragestellungen zur Baugeschichte des Hauses. Insbesondere die ungewöhnliche Konstruktion des tragenden Stiels sowie die vor der Giebelwand endenden Unterzüge und Pfetten lassen vermuten, dass sich der ursprüngliche Bauzustand deutlich von dem heute sichtbaren unterscheiden haben könnte. Die situative Bauforschung hat damit gezeigt, dass selbst kleine Eingriffe in den Bestand das Potenzial besitzen, bestehende bauhistorische Annahmen zu hinterfragen und Ansatzpunkte für weiterführende Untersuchungen zu liefern.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1, 3–8, 10: Jannes Neuner
Abb. 2, 9: Sum Monumentum, überarbeitet von Caroline Rauhöft

Literatur zur Vertiefung

„Franz Heese, Bauhandwerk, Reprint Verlag Leipzig, Reprint 1927“.
„Theodor Krauth & Franz Sales Meyer, die Bau- und Kunstmerei mit besonderer Berücksichtigung der äusseren Form, AALEX Buchproduktion GmbH Großburgwedel, Reprint 1895“.

Wenn der Holzwurm Ballistol säuft

Kuriose Handwerkertricks und harte DIN-Fakten im Holzschutz

Noell Jaskolla

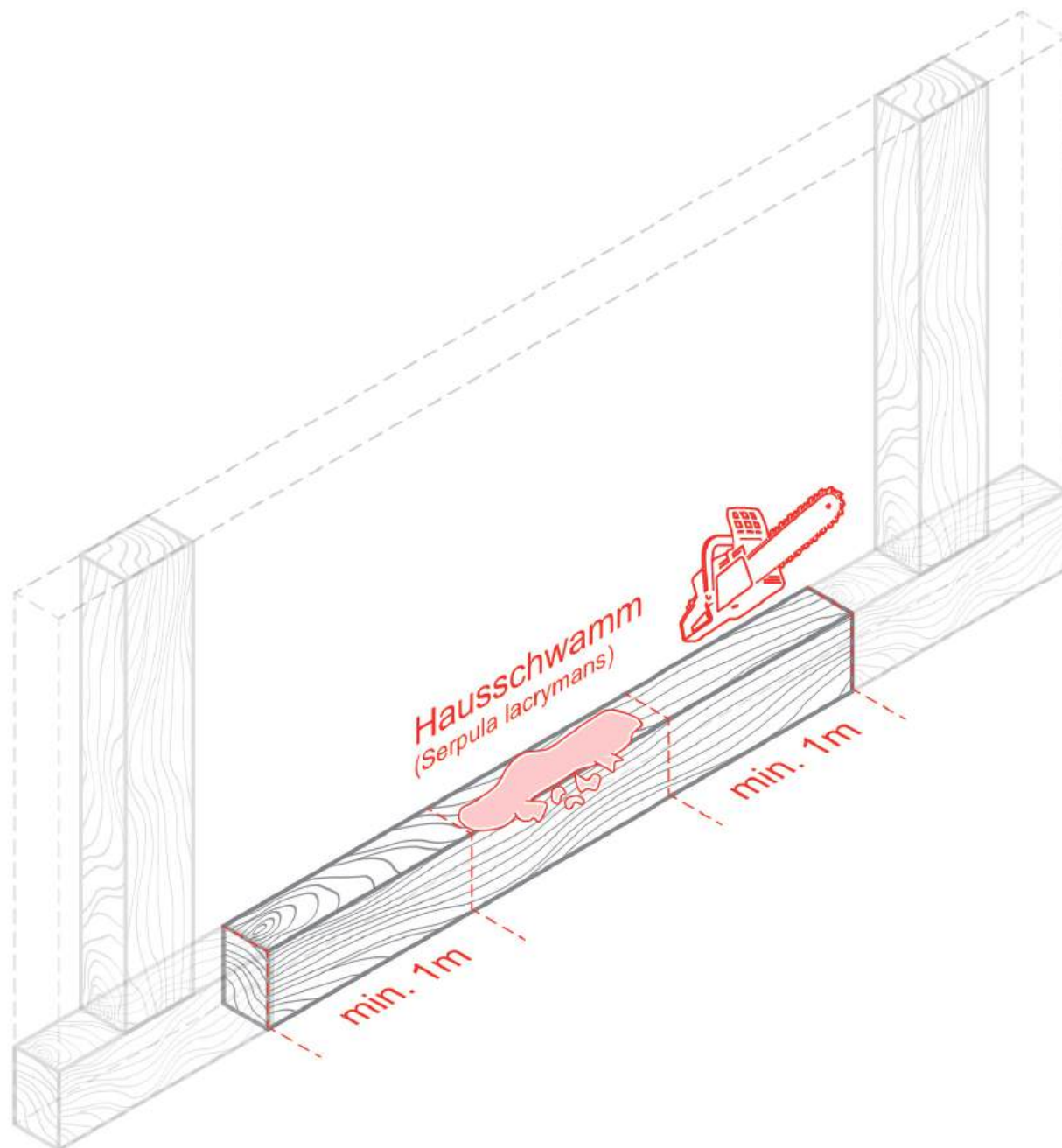


Abb. 1



Abb. 2

Der organische Werkstoff Holz ist im Bauwesen permanent der Bedrohung durch biologische Schadenserreger ausgesetzt. Eine erfolgreiche Instandsetzung und Prävention erfordert ein tiefgehendes Verständnis der biologischen Abbauprozesse. In der Praxis bewegen sich Sanierungsentscheidungen oft im Spannungsfeld zwischen den Regeln der Technik nach DIN 68800 und tradierten Hausmitteln, deren Wirksamkeit und Risiken nachfolgend werkstoffwissenschaftlich eingeordnet werden.

Pilzlicher Holzabbau:

Biologie, Schadbilder und der chemische Faktencheck

Pilze benötigen zur Aktivierung ihres enzymatischen Apparats eine dauerhafte Holzfeuchtigkeit von über 20 %.¹ Je nach Enzymsausstattung differenzieren sich unterschiedliche Abbauförm.

Weißfäule (Korrosionsfäule): Dieser Fäuletyp, meist verursacht durch Basidiomyceten, baut bevorzugt Lignin ab.² Zurück bleibt eine faserige, aufgehellte Cellulose-Struktur; das Holz verliert an Dichte und Festigkeit.³

Braunfäule (Destruktionsfäule): Vertreter wie *Serpula lacrymans* bauen selektiv Cellulose und Hemicellulose ab, während das Lignin zurückbleibt.⁴ Charakteristisch ist der sogenannte Würfelbruch infolge starker Schwindprozesse.⁵

Der Essig-Mythos

Die Anwendung von Essigsäure (CH_3COOH) zur Pilzbekämpfung ist bauphysikalisch nicht wirksam, da keine ausreichende Eindringtiefe erreicht wird.⁶ Zudem begünstigt ein saures Milieu das Wachstum vieler holzerstörender Pilze. Gleichzeitig kann Essigsäure metallische Verbindungsmittel korrodieren und Wechselwirkungen mit mineralischen Baustoffen hervorrufen.⁷

Die alkalisierende Wirkung: HÄresil vs. Natron vs. Borate

Alkalische Systeme können durch Protein-Denaturierung pilzhemmend wirken.⁸

Alkalisilikatbasierte Produkte führen zusätzlich zu einer teilweisen Mineralisierung der Holzstruktur.⁹ Natriumhydrogencarbonat ist hingegen zu schwach alkalisch und ohne relevante Tiefenwirkung.¹⁰

Borate gelten als wirksame Holzschutzmittel mit guter Diffusionsfähigkeit.¹¹ Aufgrund ihrer reproduktionstoxischen Eigenschaften sind sie unter REACH als SVHC eingestuft und ihre Anwendung entsprechend reguliert.¹²

Hausschwammbekämpfung nach DIN 68800-4

Der Echte Hausschwamm (*Serpula lacrymans*) zeichnet sich durch eine außergewöhnliche Ausbreitungsfähigkeit aus und kann auch mineralische Baustoffe durchwachsen.¹³ Eine Bekämpfung in Eigenregie ist aus statischen und hygienischen Gründen unzulässig.

Die Sanierung erfolgt gemäß DIN 68800-4 in mehreren Schritten:

Diagnose und statische Sicherung.

Rückschnitt befallener Hölzer mit Sicherheitsabstand.

Behandlung angrenzender Bauteile.

Fachgerechte Entsorgung gemäß Altholzverordnung.

Beseitigung der Feuchteursache.¹⁴

Trockenholzinsekten

Der Gemeine Nagekäfer (*Anobium punctatum*) verursacht Schäden durch Larvenfraß im Splintholz.¹⁵ Das Heißluftverfahren nutzt die Denaturierung von Proteinen ab etwa 55 °C im Holzkern.¹⁶

Chemische Verfahren basieren häufig auf Pyrethroiden mit Langzeitwirkung.¹⁷

Biologische Verfahren setzen parasitoide Insekten ein.¹⁸

Hausmittel wie die Injektion von Mineralölen führen zu materialtechnischen Schäden ohne nachhaltige Wirkung.¹⁹ Die sogenannte Eichelmethode ist biologisch unbegründet, da Larven das Holz nicht aktiv verlassen.²⁰

- 1 DIN 68800-2:2012-02.
- 2 Schmidt, O.: Wood and Tree Fungi. Berlin 2006.
- 3 Unger, A.; Schniewind, A.; Unger, W.: Conservation of Wood Artifacts. Berlin 2001.
- 4 Schmidt 2006 (wie Anm. 2).
- 5 Ebd.
- 6 Schwarze, F.; Engels, J.; Mattheck, C.: Fungal Strategies of Wood Decay. Berlin 2000.
- 7 Häupl, P.; Fechner, H.: Bauchemie. Berlin 2012.
- 8 Unger/Schniewind/Unger 2001 (wie Anm. 3).
- 9 WTA-Merkblatt 1-2-05.
- 10 Häupl/Fechner 2012 (wie Anm. 7).
- 11 DIN 68800-3:2012-02.
- 12 ECHA: Borates SVHC Dossier, 2009.
- 13 Schmidt 2006 (wie Anm. 2).
- 14 DIN 68800-4:2012-02; AltholzV 2002; DIN 68800-2 (wie Anm. 1).
- 15 Becker, G.: Holzschädlinge Europas. Stuttgart 1970.
- 16 Unger/Schniewind/Unger 2001 (wie Anm. 3).
- 17 DIN 68800-3 (wie Anm. 11).
- 18 Querner, P.: Insect Pests in Museums. Wien 2015.
- 19 Häupl/Fechner 2012 (wie Anm. 7).
- 20 Becker 1970 (wie Anm. 15).

Abb. 1: von Noell Jaskolla
Abb. 2: von Sonora Moll

Lebendige Denkmalpflege

Über das «Experiment im Bestand»

Christopher Czekay

Im theoretischen und zugleich baupraktischen Masterseminar „Experiment im Bestand“ untersuchten Studierende aus München und Cottbus fast eine Woche lang, vom 2. Bis zum 7. Juni 2026, die Transformation des denkmalgeschützten, heute als „Sommerfrische Haus Döschnitz“ bekannten Gebäudes als offenes Labor für Fragen des Erhalts, der Reparatur und der gesellschaftlichen Weiterentwicklung des Gebauten. Das Haus wurde dabei zum Experimentierfeld für zirkuläres, ressourcenschonendes und gemeinschaftlich gedachtes Bauen. Die Studierenden entwickelten gemeinsam mit dem Verein Haus Döschnitz e. V., dem Belwerk Kollektiv aus Weimar sowie dem Naturbauexperten Mario Salfelder Strategien des Weiterbaus zwischen architektonischem Entwurf, handwerklicher Praxis und theoretischer Forschung. Das ursprünglich um 1700 errichtete, repräsentative Fachwerkhaus selbst blickt auf eine wechselvolle Geschichte zurück. Ursprünglich diente es der Brauereifamilie Böttner in Döschnitz, einem kleinen Dorf in einem Seitental des Schwarzatal im Thüringer Wald, als Wohnhaus und war Teil eines Dreiseitenhofs. Später wurde es unter anderem als Unterkunft für Geflüchtete und Vertriebene, als Sitz der Kurverwaltung sowie als Bürgermeisterbüro und Heimatmuseum genutzt. Gemeinsam mit Kirche, Pfarrhaus, Kantorat und ehemaligem Rittersitz prägt es bis heute das Ortsbild von Döschnitz. Im Rahmen der IBA Thüringen wurden erste Impulse für eine denkmal- und kreislaufgerechte Umnutzung des Gebäudes gesetzt. 2018 entstand unter dem Motto „Probewohnen im Schwarzatal“ eine erste „Sommerfrische-Wohnung“. Zwei Jahre später gründete sich der Verein Haus Döschnitz e. V., der das Gebäude seither zu einem überregionalen Gemeinschaftsort für temporäres Wohnen und Arbeiten zwischen Stadt und Land weiterentwickelt. Das Haus besitzt nicht nur eine lange Geschichte, sondern auch einen offiziellen Denkmalstatus. Bauliche Eingriffe müssen deshalb sorgfältig abgewogen und begründet werden. Es handelt sich folglich um eine Aufgabe für Fachleute – könnte man meinen. Und doch waren es Studierende aus Cottbus und München, im Grunde angehende Spezialist*innen, die in dieser Woche aktiv geworden sind und nicht nur über Denkmalpflege gesprochen, sondern unter fachlicher Anleitung tatsächlich ein Denkmal gepflegt haben: in Form eines „Experiments“. Worin liegen die Stärken eines solchen Vorgehens? Ist das riskant oder möglicherweise sogar besonders wertvoll? Daran anschließend stellt sich eine weitere, grundsätzliche Frage: Besteht Denkmalpflege vor allem in der Bewahrung historischer Substanz, oder kann sie auch in der aktiven Weiterführung der Geschichte eines Gebäudes liegen? Im Folgenden sollen diese Fragen näher betrachtet und erörtert werden.



Abb. 1: Stempelabdruck der Denkmaltafel am Haus Döschnitz

Wenden wir uns zunächst der ersten Frage zu: der Bewertung von Denkmalpflege durch Lernende – also dem praktischen Arbeiten am Denkmalobjekt.

Die meisten Dinge lernt man am besten durch praktisches Handeln („Learning by Doing“), da man hierbei ein Gespür für Objekte, Materialität und Konstruktion entwickelt. Ob etwas erhaltenswert ist oder nicht, lässt sich häufig erst dann wirklich einschätzen, wenn man es sieht, berührt, riecht und mit allen Sinnen erfährt. Theoretisches Wissen bildet hierfür eine wichtige Grundlage, ersetzt die unmittelbare Erfahrung jedoch nicht. Im Haus Döschnitz wurden in der Woche des baupraktischen Seminars Rundgänge durch das Gebäude durchgeführt, Schäden wie defekte Fenster, marode Holzkonstruktionen oder abgeplatzte Putzflächen dokumentiert. Für viele Studierende stellte auch die Arbeit mit Lehm eine neue Erfahrung dar. Zwar hatten einige bereits im Rahmen von Nachhaltigkeitsdiskursen mit diesem Baustoff geplant, doch erst vor Ort wurde nachvollziehbar, wie sich das Material tatsächlich verhält, welche Zuschläge erforderlich sind und wie die Verarbeitung in der Praxis funktioniert. Darüber hinaus verweist bereits der Begriff „Denkmalpflege“ auf den Kern der Tätigkeit: Es geht um die Bewahrung und Pflege von etwas Bestehendem. Da immer mit vorhandener Bausubstanz gearbeitet wird, müssen Lernende früher oder später zwangsläufig am realen Objekt tätig werden. Reine Theorie kann wertvolle Grundlagen vermitteln, ein Gebäude jedoch weder vor Verfall noch vor dem Einsturz bewahren. Praktische Erfahrung erscheint deshalb nicht nur sinnvoll, sondern geradezu unverzichtbar.

Zudem bringen Laien einen unverstellten Blick mit und können so zu einem umfassenderen Erkenntnisgewinn beitragen. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass Fachleute zwangsläufig durch Konventionen, Regelwerke und etablierte Denkweisen geprägt sind. Außenstehende stellen mitunter Fragen, die Expert*innen nicht mehr stellen würden. Dadurch können neue Perspektiven auf den Bestand entstehen. Dies ist kein Argument gegen Fachwissen, sondern für dessen Ergänzung durch andere Sichtweisen. Die Denkmalpflege erscheint häufig als ein spezialisiertes und wissenschaftlich geprägtes Tätigkeitsfeld, an dem eine Beteiligung „normaler“ Menschen kaum möglich scheint. Dies war jedoch nicht immer so und muss auch heute nicht zwangsläufig der Fall sein. Mit Bezug auf die Association for Critical Heritage Studies fordern Jens Casper und Luise Rellensmann im „Garagenmanifest“ (2021) unter dem Begriff „Making Heritage“ eine stärkere gesellschaftliche Beteiligung am Umgang mit kulturellem Erbe. Geschlossene, modernistisch geprägte Planungsbürokratien sollten ihrer Auffassung nach aufgebrochen und die Deutungshoheit über Denkmale nicht ausschließlich staatlichen Institutionen überlassen werden. Kulturelles Erbe entstehe vielmehr durch gesellschaftliche Aushandlungsprozesse und müsse daher auch gesellschaftlich mitgestaltet werden können. Die Autor*innen argumentieren zudem, dass eine ausschließlich konservierende Praxis die Handlungsspielräume zukünftiger Generationen unzulässig einschränken könne. [1] Folgt man dieser Argumentation, erscheint es folgerichtig, dass auch Laien an der Gestaltung und Pflege kulturellen Erbes beteiligt sein können.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass begrenzte Ressourcen Beteiligung notwendig machen. Gerade im Bereich der Denkmalpflege stehen häufig nicht ausreichend fi-

nanzielle, personelle oder zeitliche Ressourcen zur Verfügung, um alle erhaltenswerten Gebäude ausschließlich durch professionelle Fachkräfte betreuen zu lassen. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz beschreibt das in ihrem Forderungspapier hinsichtlich der Bundestagswahl im Jahr 2025 besonders drastisch: „Durch strukturelle Unterversorgung mangelt es an Manpower und Fachkenntnissen bei Entscheidern und Organen der Denkmalpflege [...] Aktuell geht jeden Tag mindestens ein Denkmal in Deutschland verloren.“ [2] Daraus ergeben sich grundlegende Fragen: Was geschieht mit einem Denkmal, wenn sich niemand darum kümmert? Ist ein Gebäude mit kleineren Mängeln besser erhalten als ein Gebäude, das aufgrund fehlender Mittel vollständig dem Verfall überlassen wird? Das Haus Döschnitz zeigt exemplarisch, wie lebendige Denkmalpflege unter begrenzten Ressourcen funktionieren kann. Gerade in ländlichen und strukturschwachen Regionen erscheint der Erhalt vieler historischer Gebäude ohne ehrenamtliches oder studentisches Engagement kaum möglich. In diesem Zusammenhang verweist Thomas Will in seinem Aufsatz „Wissenschaftler oder Künstler vor dem Denkmal? Anmerkungen zu Dehios Analyse der Rolle von Architekt und Kunsthistoriker in der Denkmalpflege“ aus dem Jahr 1992 darauf, dass wissenschaftliche Erkenntnisse allein einem Baudenkmal nicht helfen würden. Denkmalforschung und Befundaufnahme lieferten zwar die notwendige Grundlage, letztlich müsse dieses Wissen jedoch in konkrete Entscheidungen und praktische Maßnahmen – Denkmalpflege – übersetzt werden. Theorie ist folglich unverzichtbar, genügt jedoch nicht. Irgendwann muss auch praktisch gehandelt werden. Gerade unter begrenzten Ressourcen erscheint es daher sinnvoll, möglichst viele Menschen in den Erhalt historischer Bausubstanz einzubeziehen. [3]

Darüber hinaus wird deutlich, dass Denkmalpflege durch die Einbindung von Laien erlebbar statt abstrakt wird und so eine größere Wertschätzung historischer Bauwerke fördern kann. Laut Suzanne B. Shu und Joann Peck ist es so: Menschen verknüpfen Erfahrungen mit Emotionen. Objekte, an deren Entstehung oder Erhalt sie selbst beteiligt waren, werden häufig als bedeutsamer wahrgenommen und lösen eine stärkere emotionale Bindung aus als Objekte, die lediglich theoretisch bekannt sind. Wer einen Prozess selbst erlebt hat, erinnert sich nicht nur an das Ergebnis, sondern auch an die damit verbundenen Erfahrungen. [4] Die meisten Menschen begegnen Denkmälern als Besucher*innen oder Betrachter*innen. Durch praktische Beteiligung wird Denkmalpflege jedoch zu einer unmittelbaren körperlichen Erfahrung. Wer selbst Hand angelegt hat, entwickelt häufig ein anderes Verantwortungsgefühl für historische Bausubstanz als jemand, der sie nur betrachtet. Dadurch wird Denkmalpflege nicht allein zur Aufgabe von Fachbehörden, sondern stärker gesellschaftlich verankert. Gerade für angehende Architekt*innen erscheint dies von besonderem Wert. Im späteren Berufsleben besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, immer wieder mit historischer oder denkmalgeschützter Bausubstanz in Berührung zu kommen. Eine frühzeitige Sensibilisierung für deren Erhalt kann daher nur von Vorteil sein.

Erweitern wir nun den Blick und wenden uns der zweiten zentralen Frage zu: Kann Denkmalpflege neben der Bewahrung historischer Substanz auch in der aktiven Weiterführung der Geschichte eines Gebäudes liegen?

Dieser These kann durchaus zugestimmt werden, da Denk-

malpflege auf unterschiedlichen Ebenen stattfindet. Nicht nur die materielle Substanz eines Gebäudes kann erhalten werden, sondern auch seine gesellschaftliche Bedeutung. Menschen verbinden Erinnerungen, Erfahrungen und individuelle Geschichten mit Bauwerken. Erst durch solche Bedeutungszuschreibungen werden viele Gebäude überhaupt zu Denkmälern ernannt. Diese Idee ist keinesfalls neu. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts unterschied der österreichische Kunsthistoriker Alois Riegl zwischen „gewollten“ und „ungewollten“ Denkmälern. Gewollte Denkmale seien bewusst errichtet worden, um bestimmte Erinnerungen wachzuhalten. Ungewollte Denkmale würden ihren Denkmalstatus hingegen erst durch spätere Wertzuschreibungen erhalten. Letztere beschrieb er mit folgenden Worten: „[N]icht den Werken selbst kraft ihrer ursprünglichen Bestimmung kommt Sinn und Bedeutung von Denkmälern zu, sondern wir modernen Subjekte sind es, die ihnen dieselben unterlegen.“ [5] Wird diese Bedeutung gepflegt und weiterentwickelt, kann auch dies als Form der Denkmalpflege verstanden werden. Ein Denkmal, das zwar physisch erhalten bleibt, aber keine gesellschaftliche Relevanz mehr besitzt, läuft Gefahr, in Vergessenheit zu geraten. An dieser Stelle möchte ich als Autor persönliche Eindrücke als Beispiel hierfür heranziehen, die ich während unseres Seminars erhalten habe: In Döschnitz wurden wir selbst Teil der Geschichte des Hauses. Unsere Erfahrungen, Arbeiten und Erinnerungen fügten sich in die bereits vorhandenen Zeitschichten des Gebäudes ein. Das Denkmal wurde nicht nur konserviert, sondern genutzt, bewohnt und weitergedacht. Gerade dadurch blieb es ein lebendiger Ort und wurde nicht zu einem bloßen Ausstellungsobjekt. Das Haus diente uns als Lernort, Begegnungsraum und Projektionsfläche für Fragen der Denkmalpflege. Es wurde wahrgenommen, genutzt und wertgeschätzt – und dadurch in gewisser Weise ebenfalls gepflegt. Sein Wert ergibt sich also nicht allein aus seiner historischen Bausubstanz, sondern ebenso aus den Bedeutungen, die ihm gegenwärtig zugeschrieben werden. Besonders bemerkenswert erscheint dabei, dass das frühere Heimatmuseum langfristig kaum Resonanz fand, während die heutige Nutzung als Bildungs- und Experimentierort weit über die Region hinaus Aufmerksamkeit erzeugt. Das Gebäude lebt somit nicht allein von seinem formalen Denkmalstatus, sondern vor allem von seiner gesellschaftlichen Bedeutung.

Obwohl einiges dafür spricht, dass Denkmalpflege auch durch Laien betrieben werden kann und dass Denkmalpflege nicht nur in der Bewahrung historischer Substanz, sondern ebenso in der Weiterführung der Geschichte eines Bauwerks liegt, lassen sich auch gewichtige Gegenargumente formulieren. Insbesondere die Vorstellung einer „lebendigen Denkmalpflege“ wirft Fragen auf, die einer kritischen Betrachtung bedürfen.

Zum einen kann die Weiterführung der Geschichte eines Denkmals das Risiko bergen, sein historisches Zeugnis zu verfälschen, denn nicht jedes Denkmal eignet sich gleichermaßen für eine fortlaufende Transformation. Manche Denkmale besitzen ihren Wert gerade deshalb, weil sie einen bestimmten historischen Zustand dokumentieren. Werden zu viele Veränderungen vorgenommen, besteht die Gefahr, dass historische Spuren überlagert oder wichtige Zeugnisse der Vergangenheit unkenntlich werden. Deshalb muss zunächst geklärt werden, worin der Denkmalwert

eines Objekts überhaupt besteht. Soll vor allem die materielle Substanz möglichst unverändert erhalten bleiben, oder steht die gesellschaftliche Bedeutung des Gebäudes im Vordergrund? Erst wenn diese Frage beantwortet ist, lassen sich Eingriffe angemessen bewerten oder rechtfertigen. Ein besonders sensibles Beispiel stellen ehemalige Konzentrationslager aus der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur dar. Zwar haben sich ihre gesellschaftlichen Bedeutungen im Laufe der Zeit verändert, die bauliche Substanz blieb jedoch weitgehend erhalten. Gerade diese Authentizität ermöglicht es, historische Ereignisse nachvollziehbar zu dokumentieren und ihre Dimension erfahrbar zu machen. In einem solchen Fall erscheint eine umfassende Transformation unangemessen. Die Nutzung als Gedenk- und Erinnerungsort ist sinnvoll und notwendig, eine grundlegende Umnutzung zu Wohn-, Schul- oder anderen Alltagszwecken wäre dagegen kaum vertretbar. Das Beispiel verdeutlicht, dass Denkmalpflege nicht immer in einer Fortschreibung der Geschichte bestehen kann. Mitunter liegt ihre zentrale Aufgabe gerade darin, einen historischen (Bau-) Zustand möglichst unverfälscht zu bewahren.

Hinzu kommt, dass die Einbindung von Laien in die Denkmalpflege das Risiko unbeabsichtigter Schäden erhöht. Historische Bausubstanz ist häufig empfindlich und nicht ersetzbar. Fehler bei Eingriffen können daher irreversible Folgen haben. Selbst Fachleuten unterlaufen gelegentlich Fehleinschätzungen. Umso wichtiger ist eine fachkundige Anleitung, wenn Lernende oder Ehrenamtliche an einem Denkmal arbeiten. Die positiven Ergebnisse entsprechender Projekte beruhen möglicherweise weniger auf der Arbeit der Laien selbst als auf der Begleitung durch erfahrene Fachkräfte. Daraus ergibt sich die Frage, ob tatsächlich von „Denkmalpflege durch Laien“ gesprochen werden kann oder vielmehr von einer „Denkmalpflege mit Laien“ unter professioneller Anleitung. Im Verlauf des baupraktischen Seminars in Döschnitz kam es zu keinen gravierenden Schäden. Dies dürfte jedoch auch darauf zurückzuführen sein, dass sämtliche Arbeiten fachlich begleitet wurden. Zwar mussten sich viele Teilnehmende zunächst mit Werkzeugen, Materialien und Arbeitsabläufen vertraut machen, dennoch wurden die Maßnahmen unter Anleitung so umgesetzt, wie sie vorgesehen waren. Zugleich muss berücksichtigt werden, dass es sich um ein Fachwerkhaus in einem kleinen Thüringer Dorf handelte und nicht um ein Denkmal von internationaler Bedeutung wie etwa die Akropolis in Athen. Je höher die historische Bedeutung und je empfindlicher die Substanz eines Bauwerks sind, desto schwerwiegender können Fehler ausfallen. Auch hier zeigt sich, dass die Bewertung davon abhängt, worin der eigentliche Denkmalwert gesehen wird. Steht der Erhalt der materiellen Substanz im Vordergrund, sind Fehler besonders problematisch. Liegt der Schwerpunkt hingegen auf der Nutzung, der Bedeutungsbildung oder der gesellschaftlichen Aktivierung eines Ortes, erscheint die Beteiligung von Laien eher vertretbar.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass die Gefahr einer Romantisierung historischer Bausubstanz besteht. Laien und auch Studierende begegnen historischen Gebäuden häufig mit großer Begeisterung. Diese positive Grundhaltung kann zwar förderlich sein, birgt jedoch die Gefahr, den tatsächlichen Bestand zu idealisieren. Aus dem Wunsch heraus, etwas vermeintlich „schöner“ oder „authentischer“ zu gestalten, können Eingriffe entstehen, die

selbst Teil der Geschichte gewordene Veränderungen verdrängen. Hinzu kommt, dass jede Generation ihre eigenen Wertvorstellungen mitbringt. Was heute sinnvoll erscheint, könnte von späteren Generationen als unangemessener Eingriff bewertet werden. Letztlich führt dies zu einer grundlegenden denkmaltheoretischen Frage: Wer entscheidet darüber, welche Zeitschichten bewahrenswert sind? In diesem Zusammenhang lohnt sich ein Blick auf Georg Dehios (1850–1932) Denkmal-Verständnis. Der Kunst- und Architekturhistoriker veröffentlichte 1901 seine bekannte Streitschrift „Was wird aus dem Heidelberger Schloss werden?“. Im Rahmen der damaligen Diskussion um die Zukunft der Schlossruine sprach er sich deutlich gegen eine restaurierende Wiederherstellung aus und plädierte stattdessen für die Konservierung des überlieferten Bestands. Dehio forderte eine klare Trennung zwischen wissenschaftlicher Denkmalpflege und künstlerischer Gestaltung. Wer an einem Baudenkmal arbeite, müsse sich an historischen, technischen und archäologischen Erkenntnissen orientieren und nicht an gestalterischen Vorstellungen. Nicht künstlerisches Können, sondern wissenschaftliche Fundierung müsse die Grundlage denkmalpflegerischer Entscheidungen bilden. [3] Auch in Döschnitz stellt sich diese Frage. Die Studierenden haben nicht ausschließlich konserviert, sondern teilweise ergänzt, verändert und zurückgebaut. So wurden beispielsweise neue Lehmputzflächen hergestellt oder bestehende Oberflächen bearbeitet. Gleichzeitig konnten sich alle auf die Einschätzungen der betreuenden Fachleute verlassen. Das Beispiel zeigt jedoch, wie schwierig die Entscheidung sein kann, welche Spuren der Vergangenheit erhalten, verändert oder entfernt werden sollen.

Was keinesfalls außer Acht gelassen werden sollte, ist, dass insbesondere bei der Arbeit mit Laien fehlende Dokumentation zu einem Verlust historischer Informationen führen kann. Professionelle Denkmalpflege besteht nicht nur aus dem Eingriff selbst. Ebenso wichtig sind Befundaufnahme, Dokumentation und wissenschaftliche Einordnung. Werden diese Aspekte vernachlässigt, können wertvolle Informationen über die Baugeschichte eines Gebäudes unwiederbringlich verloren gehen. Gerade Laien konzentrieren sich häufig auf die praktische Arbeit und unterschätzen die Bedeutung dieser begleitenden Prozesse. Der Einwand knüpft damit unmittelbar an Dehios Forderung nach einer wissenschaftlich fundierten Denkmalpflege an. Bei dem Projekt in Döschnitz wurde diesem Risiko bewusst entgegengewirkt. Täglich beschäftigte sich ein eigenes Team mit der Aufnahme und der Dokumentation von Schäden und Befunden. Dennoch zeigt das Beispiel, dass Dokumentation und praktische Arbeit stets miteinander konkurrieren. Wo gleichzeitig gebaut, gelernt und dokumentiert wird, besteht immer die Möglichkeit, dass einzelne Beobachtungen nicht vollständig erfasst werden.

Abschließend ist festzuhalten, dass der experimentelle Charakter im Widerspruch zu den Zielen der Denkmalpflege stehen kann, da Experimente grundsätzlich per Definition davon leben, Neues auszuprobieren und Fehler zuzulassen. Denkmalpflege verfolgt hingegen häufig das Ziel, Risiken möglichst zu minimieren und historische Substanz langfristig zu sichern. Zwischen beiden Ansätzen besteht daher ein grundsätzliches Spannungsverhältnis. Eine unerfahrene Person könnte beim Rückbau späterer Einbauten versehentlich auch historische Originalsubstanz beschädigen. Während ein solcher Fehler aus pädagogi-

scher Sicht Teil eines Lernprozesses sein mag, stellt er aus denkmalpflegerischer Perspektive einen Verlust dar. Interessanterweise verweist bereits der Titel des Seminars auf diesen Konflikt. Der Begriff „Experiment“ signalisiert Offenheit, Lernen und Erproben. Daraus lässt sich schließen, dass nicht allein die perfekte denkmalpflegerische Maßnahme im Mittelpunkt stand, sondern ebenso der Bildungsprozess der Beteiligten. In diesem Fall war also alles gut so wie es war – gewünscht in einer gewissen Form. Gerade deshalb muss sorgfältig abgewogen werden, welche Risiken vertretbar sind und welche Eingriffe ausgeschlossen werden sollten. Zwar handelt es sich bei Architekturstudierenden um angehende Fachleute, dennoch befinden sie sich noch im Lernprozess. Fehler lassen sich deshalb nie vollständig ausschließen. Die Herausforderung besteht darin, Lernmöglichkeiten zu schaffen, ohne den Schutz des Denkmals zu gefährden.

Ein kurzer Exkurs verdeutlicht, dass die im Rahmen dieser Arbeit behandelten Fragen keineswegs neu sind. Wer entscheidet darüber, was erhalten werden soll und was verändert werden darf? Wer besitzt die Deutungshoheit über das kulturelle Erbe? Diese Fragen begleiten Architektur und Denkmalpflege seit Jahrhunderten und wurden im Laufe der Geschichte sehr unterschiedlich beantwortet. Jens Casper und Luise Rellensmann zeichnen im „Garagenmanifest“ aus dem Jahr 2021 diese Entwicklung nach. In der Frührenaissance seien Architekt*in, Gestalter*in und Denkmalpfleger*in noch weitgehend in einer Person vereint gewesen. Im 19. Jahrhundert habe sich dann zunehmend ein Gegensatz zwischen restaurierenden und konservierenden Positionen herausgebildet, der insbesondere durch die Debatte zwischen Eugène Viollet-le-Duc und John Ruskin geprägt worden sei. Um 1900 sei die Denkmalpflege schließlich zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin geworden. Die Aufgaben von Architekt*innen und Denkmalpfleger*innen hätten sich zunehmend getrennt: Während die einen neue Gebäude entwerfen sollten, seien die anderen für die Bewahrung historischer Bausubstanz zuständig gewesen. Maßgeblich verfestigt worden sei diese Entwicklung durch die Charta von Venedig von 1964. Mit ihrem wissenschaftlichen Anspruch und dem Grundsatz „konservieren statt restaurieren“ habe sie die moderne Denkmalpflege nachhaltig geprägt. Gleichzeitig lassen sich heute Gegenbewegungen erkennen. Casper und Rellensmann fordern eine stärkere gesellschaftliche Beteiligung am Umgang mit kulturellem Erbe. Geschlossene und linear gedachte Planungsbürokratien sollten ihrer Auffassung nach geöffnet und die Entscheidung über Denkmale nicht ausschließlich staatlichen Institutionen überlassen werden. Das Konzept des „Making Heritage“ verstehe kulturelles Erbe als etwas, das aktiv gestaltet und ausgehandelt werden könne. Ansätze in diese Richtung lassen sich bereits in der australischen Burra Charta von 1979 erkennen. Im Zuge der Auseinandersetzung mit den Perspektiven indigener Bevölkerungsgruppen seien dort nicht mehr ausschließlich ästhetische oder kunsthistorische Kriterien berücksichtigt worden. Zunehmend rückten auch soziale Bedeutungen und individuelle Wahrnehmungen in den Fokus. Die Faro-Konvention des Europarates von 2005 entwickelte diesen Gedanken noch weiter. Sie erkläre die persönliche Auseinandersetzung mit Kulturerbe sowie die aktive Beteiligung am Kulturerbe-Diskurs zu einem Recht aller Menschen. [1]

Was bedeuten diese Entwicklungen nun für die beiden zentralen Fragen dieser Arbeit? Zunächst zur Frage der Denkmalpflege durch beziehungsweise mit Laien: Betrachtet man Denkmalpflege als einen kreativen, gesellschaftlichen und zunehmend auch sozial-ökologisch orientierten Prozess, erscheint die Beteiligung von Nicht-Fachleuten nicht nur sinnvoll, sondern in vielen Fällen sogar notwendig. Sie ermöglicht neue Perspektiven, fördert gesellschaftliche Verantwortung und stärkt die Identifikation mit dem kulturellen Erbe. Denkmalpflege wird dadurch persönlicher, lebendiger und langfristig nachhaltiger. Hinzu kommt die aktuelle gesellschaftliche Relevanz solcher Projekte. Angesichts von Klima- und Biodiversitätskrise sowie der Notwendigkeit einer sozial-ökologischen Transformation müssen bestehende Bauwerke stärker als Ressource verstanden werden. Projekte wie das „Experiment im Bestand“ leisten hierzu einen wichtigen Beitrag. Sie vermitteln Wissen über ressourcenschonendes Weiterbauen, den Einsatz ökologisch unbedenklicher Baustoffe wie Lehm und den verantwortungsvollen Umgang mit vorhandener Bausubstanz. Gleichzeitig fördern sie Suffizienz, indem sie zeigen, wie mit dem gearbeitet werden kann, was bereits vorhanden ist. Zusammengefasst könnte das Seminar in Döschnitz in diesem Zusammenhang mit folgender, alternativer Überschrift betitelt werden: „Partizipation am Baudenkmal: praxisorientiertes Lernen und aktive Bestandspflege“. Die zweite Leitfrage lässt sich nicht eindeutig beantworten. Ob die Bewahrung historischer Substanz oder die Weiterführung der Geschichte eines Gebäudes im Vordergrund stehen sollte, hängt letztlich vom jeweiligen Denkmal und dessen Bedeutung ab. Beide Ansätze besitzen ihre Berechtigung. Im Fall des Hauses Döschnitz erscheint die Entscheidung für die Belebung und aktive Nutzung jedoch besonders überzeugend. Die Geschichte des gescheiterten Heimatmuseums zeigt, dass reine Bewahrung nicht zwangsläufig gesellschaftliche Relevanz erzeugt. Durch die heutige Nutzung als Bildungs-, Arbeits- und Begegnungsort wurde das Gebäude nicht nur erhalten, sondern mit neuer Bedeutung aufgeladen. Das Denkmal wurde auf diese Weise nicht lediglich konserviert, sondern aktiv weitergeschrieben. So trägt heute ein vergleichsweise kleines Fachwerkhaus in einem abgelegenen Dorf des Thüringer Waldes dazu bei, Diskussionen über Denkmalpflege weit über die Region hinaus anzustoßen. Gerade darin liegt heute möglicherweise seine größte Stärke.

Literaturquellen

1 Jens Casper, Luise Rellensmann, „Das Gargenmanifest, Making Heritage“, Publikation, 2021

2 Deutsche Stiftung Denkmalschutz, 11. Februar 2025, <https://www.denkmalschutz.de/denkmae-erhalten/positionspapier.html>

3 Thomas Will, „Wissenschaftler oder Künstler vor dem Denkmal? Anmerkungen zu Dehios Analyse der Rolle von Architekt und Kunsthistoriker in der Denkmalpflege“, wissenschaftlicher Aufsatz in Fachzeitschrift: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, 1992, S. 102–108

4 Suzanne B. Shu & Joann Peck, „Journal of Consumer Psychology: Psychological ownership and affective reaction: Emotional attachment process variables and the endowment effect“, wissenschaftlicher Artikel, 2011, https://www-apache.anderson.ucla.edu/faculty_pages/suzanne.shu/JCP%20endowment.pdf

5 Alois Riegl, „Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen und seine Entstehung“, in: Dehio/Alois Riegl: Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900, Bauwelt Fundamente 80, Braunschweig: Vieweg Verlag, 1988, S. 43–87, hier S. 43 und 47

Projektbeschreibungstext auf der Internetseite der Hochschule München: „Experiment Bauen im Bestand – Weiterbauen als ökologische und soziale Praxis im Thüringer Wald“, 2026 https://ar.hm.edu/studierende/masterstudiengang/lehrangebot/sommersemester_1/26sose_ma_theorie_2_3_rellensmann.de.html

Döschnitz Reader Nr. 1, Publikation 2025

Alle Abbildungen von Silde Niang



„B.“ - Initialien der Bräuerfamilie Böttner
P Haustür außen

Abb. 2: Stempelabdrücke der Türklinken im Haus Döschnitz

Zwischen Hof und Garten

Erweiterungs- und Nebengebäude als Teil der ostdeutschen Dorfkultur

Lina Möbus

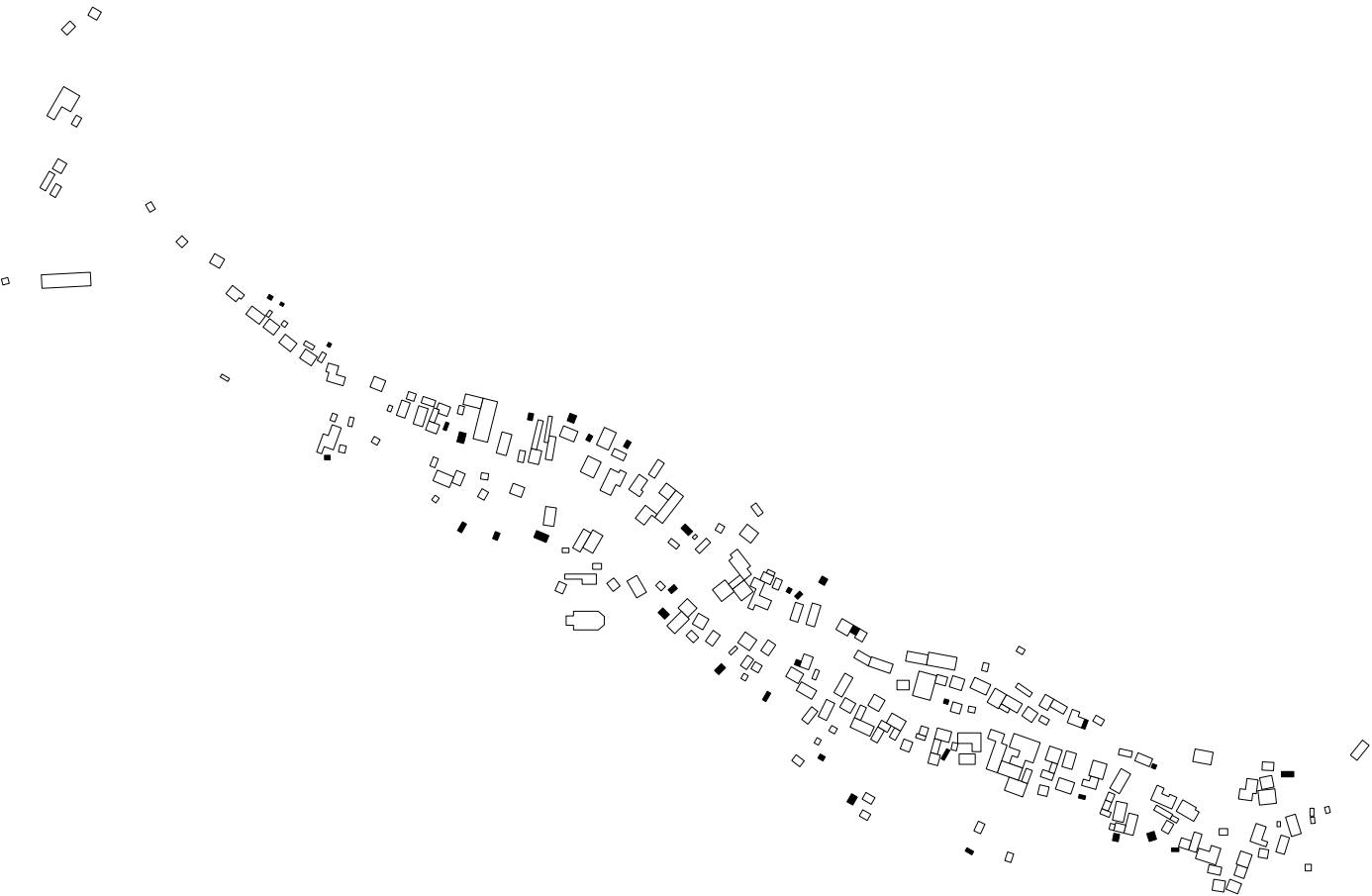


Abb. 1

Bei der Untersuchung der Dorfstruktur von Döschnitz ist eine klare räumliche Grundstruktur zu erkennen. Als Sackgassendorf entwickelt sich der Ort entlang einer einzigen Hauptstraße, die sich durch ein Tal zieht und von einem Bach begleitet wird. Fast alle Grundstücke reihen sich entlang dieser Straße auf, weitere Straßen gibt es nur wenige. Bei der genaueren Betrachtung der einzelnen Grundstücke wird jedoch deutlich, dass sich hinter dieser geordneten Dorfstruktur eine zweite, wesentlich informellere Struktur verbirgt. Auffällig ist die hohe Dichte kleiner Sonderbauten auf den einzelnen Parzellen. Neben den Wohnhäusern finden sich Schuppen, Garagen, Werkstätten, Unterstände, Anbauten, Gartenhäuser und weitere Bauten. Sie alle unterscheiden sich in Größe, Bauweise und Materialität. Sie folgen keiner übergeordneten gestalterischen oder planerischen Ordnung, sondern sind über einen langen Zeitraum hinweg im Eigenbau entstanden. Gerade diese Heterogenität macht die Strukturen interessant. Die informellen Erweiterungs- und Nebengebäude sind eine funktionale Ergänzung der Wohnhäuser. Sie schaffen Räume für Arbeit, Lagerung, Freizeit, Hobbys und Erholung. Daraus ergibt sich die Frage: Warum entstehen diese informellen Eigenbaustrukturen, welche Funktionen übernehmen sie im Alltag und welche Bedeutung besitzen sie für das Dorf und seine Bewohner*innen? Sie prägen den Charakter der Grundstücke maßgeblich und erzählen von einer räumlichen Entwicklung, die nicht durch Planung, sondern durch kontinuierliche Aneignung und Anpassung entstanden ist. Während meines Aufenthalts in Döschnitz ergab sich hierzu ein Gespräch mit einem älteren Bewohner des Dorfes. Er erzählte, dass bereits sein Großvater das Haus gebaut habe, in dem er heute noch lebt. Als ich ihn auf die vielen kleinen Gartenhütten und Lauben ansprach und fragte, woher diese Strukturen stammen und welche Bedeutung sie für das Dorf haben, schien ihm die Frage zunächst ungewöhnlich. Seine Antwort war knapp: „Ja, so wie es damals eben war.“ Eine genauere Erklärung gab er nicht. Im weiteren Gespräch erzählt er jedoch ausführlich von der Zeit vor der Wende und davon, wie schön das Leben damals im Dorf gewesen sei. Rückblickend entstand auf mich der Eindruck, dass die kleinen Gartenhütten für ihn so selbstverständlich Teil des alltäglichen Lebens waren, dass ihre Entstehung und Bedeutung kaum hinterfragt wurde. Dies erklärt sich auch aus der Entwicklungsgeschichte des traditionellen thüringischen Gehöft, welches sich als Zusammenschluss mehrerer eigenständiger Gebäude, die unterschiedliche Funktionen innerhalb eines landwirtschaftlichen Betriebs übernahmen ausbildete. Wohnhaus, Stallungen, Scheunen und Wirtschaftsgebäude waren nicht in einem einzigen Baukörper vereint, sondern wurden um einen gemeinsamen Hof angeordnet.¹ Der Hof stellte das räumliche und funktionale Zentrum eines Gehöfts dar. Hier konzentrierten sich Arbeitsabläufe, soziale Interaktionen und alltägliche Tätigkeiten. Die einzelnen Gebäude wurden nicht gleichzeitig errichtet, sondern je nach den betrieblichen Anforderungen ergänzt. Dadurch entstand eine Bauweise, die von kontinuierlicher Erweiterung und Anpassung geprägt war.² Die einzelnen Gebäude könnten also nicht isoliert betrachtet werden. Ihr Wert liegt nicht in der architektonischen Qualität des Einzelobjekts, sondern im Zusammenspiel der unterschiedlichen Bauteile und ihrer räumlichen Beziehungen. Die bauliche Weiterentwicklung vieler Dörfer in Ostdeutschland wurde im 20. Jahrhundert durch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen der DDR beeinflusst. Begrenzte Ressourcen, Materialknappheit und eingeschränkte Baukapazitäten führten dazu, dass Neubauten und Umbauten häufig in Eigenleistung realisiert wurden. Das Bauen wurde dadurch zu einem langfristigen Prozess, der sich über viele Jahre oder sogar Jahrzehnte erstreckt hat und zu teilen immer noch anhält.³ Anstatt Gebäude als abgeschlossene Objekte zu verstehen, entwickelte sich eine Kultur des kontinuierlichen Weiterbaus. Wohnhäuser wurden erweitert, Nebengebäude ergänzt und bestehende Strukturen immer wieder umgenutzt. Die Grundstücke entwickeln sich zu komplexen Ensembles unterschiedlicher Bauphasen, deren Erscheinungsbild von pragmatischen Entscheidungen und den jeweils verfügbaren Materialien geprägt wird. Auch Gartenhäuser und Datschen entstanden häufig in Eigenleistung und wurden über lange Zeiträume erweitert und angepasst.⁴

1 Das Bauernhaus in Thüringen, Oskar Schmolitzky, Walter de Gruyter GmbH & Co KG, S. 12
2 Das Bauernhaus in Thüringen, S. 11
3 Individueller“ Wohnungsbau in der DDR, Hoffmann Manfred, Journal of Contextual Economics, Schmollers Jahrbuch, Vol. 92(1972)
4 Vgl. DDR Museum: <https://www.ddd-museum.de/de/objects/1022544>; Vgl. Rurale Selbstversorgung in der Mecklenburgischen Seenplatte – Zwischen Krise und Aufbruch, Judith Althaus, Christian Brechler und Theodor Fock

Diese Strukturen sind wichtige Zeugnisse der Alltagsgeschichte. Sie dokumentieren nicht nur bauliche Entwicklungen, sondern auch gesellschaftliche Praktiken und Lebensweisen. Die sichtbaren Reparaturen, Umbauten und Materialwechsel spiegeln die Bedingungen und die Lebensrealität der Einwohner in Dörfern der damaligen DDR wider. Gerade die scheinbar unspektakulären Nebengebäude besitzen deshalb einen hohen dokumentarischen Wert.⁵ Eine Beobachtung während meines Aufenthalts in Döschnitz verdeutlicht, wie stark diese Kultur des Selbstbaus bis heute existiert. Im Gespräch mit einer Bewohnerin sprach ich sie auf die kleine Gartenhütte auf ihrem Grundstück an und fragte sie, wie sie diese nutze. Sie erklärt nur knapp, dass die Hütte zwar auf ihrem Grundstück stehe, jedoch ihren Nachbarn gehört. Auf die Frage, ob sie die Hütte mitbenutzen kann, antwortete sie: „Ich dürfte mich da auch hinsetzen, aber ich setze mich nirgendwo hin, wo ich nicht mitgearbeitet habe.“ Diese Aussage zeigt für mich das es einen engen Zusammenhang zwischen Aneignung, Nutzung und eigener Arbeit gibt. Der Wert der Hütte liegt nicht allein in ihrer Funktion, sondern auch in dem persönlichen Einsatz, der in ihren Bau investiert wurde. Die Kultur des Bauens ist auch weiterhin im Selbstverständnis der Bewohnerin präsent.

Das Weiterbauen in der heutigen Zeit lässt sich aus zwei unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Zum einen steht das Ergebnis des Bauprozesses im Mittelpunkt. Die Schaffung eines Ortes, an dem sich Menschen aufhalten, erholen und Zeit im Freien verbringen können. Die selbstgebauten Gartenhäuser, und Lauben erweitern den Wohnraum und schaffen eine besondere Zwischenzone. Sie ermöglichen Rückzug und bieten gleichzeitig einen Ort, an dem Freund*innen, Nachbar*innen und Familien zusammenkommen können. Durch die räumliche Distanz zum eigentlichen Wohnhaus entsteht eine entspannte Atmosphäre, in der Begegnung stattfinden kann, ohne den privaten Innenraum öffnen zu müssen. Vorallem in Döschnitz übernehmen diese Orte eine besondere soziale Funktion, da es im Dorf nur wenige öffentliche Treffpunkte gibt. Es existiert ein Gasthaus, das allerdings nur einen Abend die Woche geöffnet hat. Der Dorfverein trifft sich in den Räumlichkeiten der Feuerwehr, jedoch nur sporadisch. Der zentrale Dorfplatz wird überwiegend als Parkplatz genutzt und bietet außerhalb der jährlich stattfindenden Kirmes kaum Aufenthaltsqualität. Die Bewohner*innen schaffen sich daher eigene Orte der Begegnung auf ihren Grundstücken.

Zum anderen scheint nicht nur das fertige Bauwerk, sondern auch der Prozess des Bauens selbst eine wichtige Rolle zu spielen. Während der Ortsbegehungen fiel auf, dass sich auf vielen Grundstücken kleinere Baustellen befanden und vorallem Samstags zahlreiche Bewohner*innen mit den Bauarbeiten beschäftigt waren. Das Weiterbauen wirkt dabei weniger wie eine Notwendigkeit, sondern vielmehr wie eine Art Freizeitbeschäftigung. Eigenbau wird zu einem Hobby weiterentwickelt und kann gemeinsam ausgeübt werden.

Der Theoretiker Bernard Rudofsky erweitert mit seinem Verständnis von vernakulärerer Architektur den klassischen Architekturbegriff, indem er nicht nur geplante und professionell entworfene Gebäude als wertvolle Architektur betrachtet, sondern auch anonyme, gemeinschaftlich entstandene Bauweisen. Der Wert dieser Strukturen liegt für ihn nicht allein in ihrer formalen Gestaltung, sondern in ihrem Entstehungsprozess, ihrer Anpassungsfähigkeit und ihrer Verbindung zu den Lebensweisen der Menschen. Er sagt Architektur entsteht durch alltägliche Handlungen, Nutzung und kontinuierliche Veränderung.⁶ Aus dieser Perspektive lassen sich auch die in Döschnitz beobachteten Gartenhäuser und Aufenthaltsbereiche verstehen. Ihre Bedeutung liegt weniger in ihrer äußeren Erscheinung, sondern in ihrer Entstehung durch Eigenarbeit und ihrer Funktion als soziale und räumliche Orte für Erholung und Begegnung.

Die in Döschnitz vorgefundenen Lauben, Gartenhäuser und kleinen Aufenthaltsräume lassen sich daher als Ergebnis einer über Jahrhunderte gewachsenen Baukultur verstehen. Sie stehen in der Tradition der thüringischen Hofstrukturen und wurden durch die Kultur des Weiterbauens und der Selbstversorgung im 20. Jahrhundert weiterentwickelt. Ihre Bedeutung heute hat allerdings nicht mehr viel mit ihrer ursprünglichen Funktion als Nebengebäude zu tun sondern bietet vorallem Orte der Erholung und sozialen Interaktion.

Abb. 2–16

5 Die Sozialstruktur der DDR – Versuch einer Rekonstruktion auf der Basis einer 1987 durchgeführten soziologischen Untersuchung, Siegfried Grundmann
6 Architektur without Architects – A Short Introduction to Non-Pedigreed Architecture, Bernard Rudofsky, S. 7–8



Küchen Kollektiv Konstruieren

Tillmann Gebauer

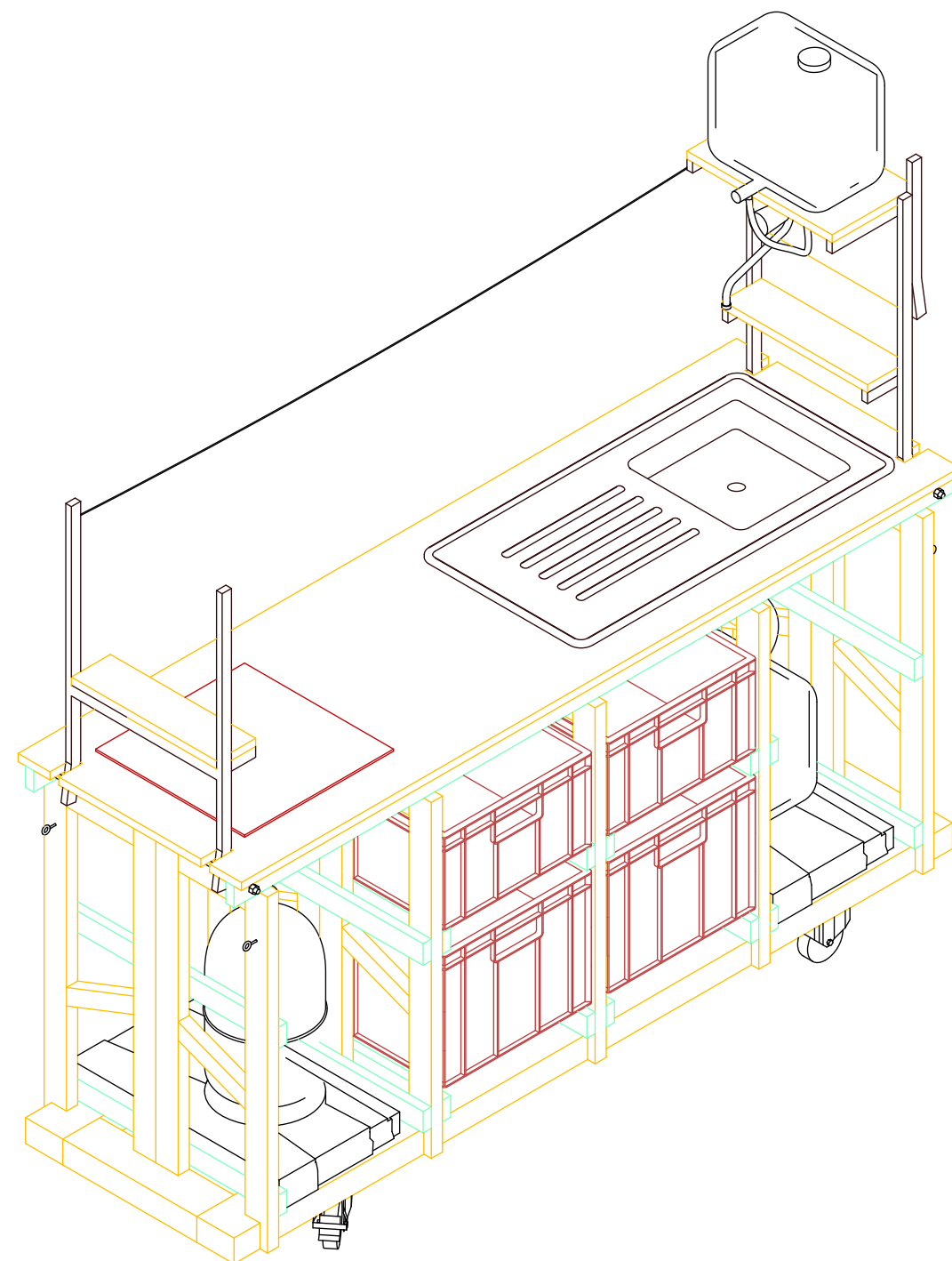


Abb. 1: Zeichnung der Sommerküche Modul 1



Abb. 2: gemeinsam entwerfen am Objekt



Abb. 3: Bauteile der Sommerküche

Gemeinsames Essen wird gesellschaftlich als kollektiver Akt praktiziert und anerkannt.

Es wird gewartet bis alle am Tisch sitzen!‘ und ‚Es wird erst aufgestanden, wenn alle fertig sind.‘ Im Gegensatz dazu ist das Kochen im familiären Kontext eine meist klar den weiblichen Familienmitgliedern zugewiesene Aufgabe. Küche und Esszimmer waren lange räumlich voneinander getrennt. Die Frau kochte und arbeitete unentgeltlich und unsichtbar, gewissermaßen versteckt vor den Augen der Gäste und Männer im Hinterzimmer. Sichtbar und präsentierbar war nur das fertige Ergebnis dieser unsichtbaren Care-Arbeit: Die Speisen.

Eigens für die engen Küchen der Nachkriegszeit wurde von der Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky 1926 die sogenannte ‚Frankfurter Küche‘ entworfen. Sie optimierte die Küchenarbeit einer Einzelperson in einem kleinen, schmalen Raum. Die Durchreiche machte es möglich, dass nicht einmal die Küchentür geöffnet werden musste, um Speisen in das Esszimmer oder Geschirr zurückzustellen. Seit den 1980er Jahren gewann die offene, multifunktionale Küche im Wohnungsbau zunehmend an Bedeutung und entwickelte sich in vielen westlichen Ländern zu einem prägenden Leitbild modernen Wohnens.¹ Küche, Wohnzimmer und Esszimmer verschmelzen räumlich zur Wohnküche. Das Zubereiten von Speisen wandert damit in das Zentrum der Wohnung. Ob dadurch heutzutage die Aufteilung der Care-Arbeit tatsächlich kollektiv bewältigt bzw. gerechter verteilt wird bleibt fragwürdig. Es steht jedoch fest, dass viele Köche eben nicht den Brei verderben sondern die Kulinarkultur bereichern. Sie können besser für eine ausgeglichene Ernährung sorgen und beispielsweise auf mögliche Unverträglichkeiten der zu verpflegenden Gruppe achten. Kann diese Erkenntnis auch auf das Bauen übertragen werden?

Bauen ist entgegen der gewissenhaft gepflegten Mythen des Star-Architekten als Alleinautor wahnwitziger Architekturen, in der Regel das Ergebnis jahrelanger Kooperationen unterschiedlichster Fachkräfte. Das finale Aussehen eines Gebäudes ist genauso wenig nur durch den/die Architekt*in vorherbestimmt, wie der/die Einzelne in der Lage wäre in angemessener Zeit eine Struktur zu bauen, die größer als eine Hundehütte ist. Inzwischen gilt die Erzählung des Genie-Architekten daher zurecht als dekonstruiert. Bauen als kollektive Leistung anzuerkennen und zu organisieren, kann helfen, Bauen sozial gerechter, ökologisch unbedenklicher und ökonomisch ausgleichender zu gestalten. Trotzdem haben sich Universitäten und Hochschulen zu lange auf die Ausbildung von entwurfsstarken Einzelkämpfer*innen von Neubauten fokussiert. Impulse, die das Bauen im Bestand, das Weiterbauen, nachhaltige Materialien oder das Verhindern von Neubauten in den Mittelpunkt stellten, kamen lange häufig von Studierenden selbst oder von Vertreter*innen sogenannter „Orchideenfächer“ wie der Denkmalpflege.

Das Seminar „Experiment im Bestand - Weiterbauen als ökologische und soziale Praxis im Thüringer Wald“ setzt genau hier an und versteht die Denkmalpflege im weiteren Sinne als pflegende, kümmernde und kollektive Praxis. Der Entwurf als Masterplan aus einer Hand wird grundlegend in Frage gestellt. Das Projekt „Haus Döschnitz“ entsteht seit 2020 als Mosaik inkrementalistischer Planung der Ver-

einsmitglieder und bietet hier einen idealen Kontext für die Lehre. Viele Hände und viele Köpfe suchen, finden und setzen Lösungen gemeinschaftlich um – sowohl im denkmalgeschützten Fachwerkhaus, als auch in den Nebengebäuden, im Garten und im Dorf.

Mit vielen Köch*innen kochen und mit vielen Architekt*innen bauen

In den kollektiven Bauwochen im Haus Döschnitz wird neben der Pflege des Bestehenden, dem Vorhanden auch immer Neues hinzugefügt. Damit wird das Nutzungsspektrum des Orts um neue Funktionen erweitert. Denn Denkmalpflege versteht der Verein immer auch als Nutzbarmachung der Strukturen, denn Nutzung ist die Grundlage jeder Pflege, Leerstand wiederum der unbarmherzigste Schädling.

Weil das Haus Döschnitz ein Ort der Vielen sein soll und sich dafür das Kochen und Essen hervorragend als Katalysator eignet, brauchte es neben der festen Küche im Haus, eine flexiblere und leistungsfähigere Lösung für den Außenraum. Die Sommerküche sollte genau dies leisten und das Kochen ins Freie tragen. Sie sollte möglichst einfach sein, mobil und robust. Und vor allem sollte sie das Ergebnis eines Prozesses sein, an dem viele Menschen mitwirken. Nach nur vier Bau- und Entwurfstagen sollten zwei Küchenmodule fertiggestellt sein. Die Herausforderung war, nach Möglichkeit jeder*m Studierenden die Möglichkeit zu geben eigene Ideen einzubringen und umzusetzen. Schlussendlich kann niemand genau sagen, wem was als erstes eingefallen ist. Gespräche wurden zu Versuchsaufbauten und Versuchsaufbauten zu neuen Details. Entwerfen in Gesprächen und Denken mit den Händen und Bauen mit dem, was da ist.

Täglich startete so eine neue Gruppe und übernahm den Prozess des vorherigen Tages. Entscheidungen der anderen wurden überprüft und, nur wenn für gut befunden, umgesetzt. Eigene Ideen ergaben sich aus den übernommenen Konstruktionen und mussten sich diesen anpassen. Kollektives Entwerfen, Planen und (Weiter-)Bauen wird auf ein Konzentrat eingedampft und ist gerade deshalb so wertvoll.

Auf das gemeinsam Bauen folgte das gemeinsam Kochen. Die beidseitigen Küchenmodule ermöglichen eine zeitgleiche Nutzung der Arbeitsflächen von zwei Seiten. Es gibt kein klassisches Davor und Dahinter. So wie alle mitgebaut haben, kochen auch alle mit.



Abb. 4: Lagerplatz der Küchenmodule zwischen den Nutzungen in der angrenzenden Garage

1 siehe auch: Bech-Danielsen, C. (2012). The Kitchen: An Architectural Mirror of Everyday Life and Societal Development. Journal of Civil Engineering and Architecture, 6(4), 457–469.

Siehe auch: Canepa, S. (2017). Space for Cooking in Housing Architecture. Journal of Civil Engineering and Architecture, 11(2), 1032–1059

Weiterführend: Chmara M. & Rosinke A. (2019). Essays on Kitchens: A collection of essays to mobile kitchens by the design studio chmara.rosinke



Abb. 5: Spülmodul

Abb. 6: Kochmodul





Der Döschnitz Reader Nr. 2 ist das Ergebnis eines zweiten gemeinsamen Workshops von Clara Rellensmann (FG Denkmalpflege der BTU Cottbus-Senftenberg), Luise Rellensmann (Professur Bauen im Bestand, Denkmalpflege, Bauaufnahme der Hochschule München) und Tillmann Gebauer (Lehrbeauftragter der Hochschule München, Belwerk Kollektiv) in enger Zusammenarbeit mit Mario Salfelder (Naturbaumentor, KRUSA KG) und Haus Döschnitz e.V..

Besonderer Dank gilt der Gemeinde Döschnitz, Klaus Biehl, Grit Beck, Christian Ehrhardt, Ute Wurmb, Theo Wurmb, Jürgen Tatarin, Sieglinde Heißler und vielen anderen; Harriet Trenkmann und Anja Bramer von der BTU, Lukas Fritzsche vom FG Digitale Entwurfsmethoden der BTU, der Projektförderung Chancengleichheit der BTU und Förderung für innovative Hochschullehre der HM.

Redaktion und Herausgeberschaft:
Clara Rellensmann, Luise Rellensmann, Tillmann Gebauer

Gestaltung: Amelie Lucia Bergner

Copyright der Texte liegt bei den Autor*innen.
Das Copyright der Abbildungen liegt bei den Fotograf*innen/
Inhaber*innen der Bildrechte.

